

Vicki Myron mit Bret Witter
**Mein Freund Dewey, der
berühmteste Kater der Welt**

Aus dem Amerikanischen
von Cornelia Panzacch



cbj

cbj ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

Für Dewey, meinen kleinen Freund – Vicki
Wie immer für Lydia und Isaac – Bret



Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2010

© 2010 für die deutschsprachige Ausgabe cbj, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© by Vicki Myron

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel

»Dewey the Library Cat – A true Story«

bei Little, Brown and Company, Hachette Book Group,

New York, Boston

Übersetzung: Cornelia Panzacchi

hf · Herstellung AnG

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-04888-4



1

Fundsache



In der Bücherbox einer öffentlichen Bücherei findet man immer so allerhand, was da nicht hineingehört: Müll, Schneebälle und Coladosen. Wenn es ein Loch in der Wand gibt, muss man sich nicht wundern, wenn Leute etwas hineinwerfen. Niemand weiß das besser als ich. Ich heiße Vicki Myron und war früher die Leiterin der Stadtbücherei von Spencer im US-Bundesstaat Iowa. Unsere Bücherklappe, in die man gelesene Bücher einwerfen konnte, befand sich auf der Rückseite des Gebäudes in einer Nebenstraße. Auf der anderen Straßenseite stand die Mittelschule von Spencer. Deswegen waren wir es bereits gewohnt, in der Klappe Steine und Schneebälle zu finden. Aufregender waren da schon die Explosionen, die uns oft mitten am Tag aufschreckten. Wenn wir danach in der Bücherklappe nachsahen, lag ein abgebrannter Knallfrosch darin.

Nach einem Wochenende lagen in der Bücherklappe auch jede Menge Bücher. Deshalb räumte ich jeden Montagmorgen als Erstes die Klappe aus und stellte die Bücher auf einen unserer Bücherwagen. Das gehörte zu meiner Montagsroutine und verlief meist vollkommen ereignislos.

Bis zu einem Montag, an einem der kältesten Morgen des Jahres, als ich mit dem Bücherwagen kam, stand meine Kollegin Jean Hollis Clark wie vom Blitz getroffen mitten im Gemeinschaftsbüro der Bibliothekarinnen.

»Aus der Bücherklappe kommt ein Geräusch«, sagte Jean.

»Was für ein Geräusch?«

»Ich glaube, es ist ein Tier.«

»Was?«

»Ein Tier«, wiederholte Jean. »Ich glaube, in der Bücherklappe ist ein Tier.«

Dann hörte ich es auch: Ein leises Gurgeln kam aus dem Metallkasten. Ich fand, dass es sich eher wie das Räuspern eines alten Mannes anhörte, als wie ein Tier.

Gurr-gug-gug. Gurr-gug-gug.

Von außen konnte man die Klappe nur ein paar Zentimeter weit öffnen. Ein alter Mann passte da also auf gar keinen Fall durch. Es musste tatsächlich ein Tier sein. Aber was für eins? Ich kniete mich hin, zog die Klappe auf und hoffte, darin höchstens ein Backenhörnchen zu finden. Doch erst einmal wehte mir eisige Luft ins Gesicht. In der vorangegangenen Nacht war die Temperatur auf – 26° Celsius gefallen. Als wäre das noch nicht unangenehm genug, hatte dazu noch ein schneidend kalter Wind geweht, der einem unter die Jacke fuhr und einen bis auf die Knochen auskühlte. Und ausgerechnet in dieser Nacht hatte jemand ein Buch so in die Klappe geklemmt, dass sie offen geblieben war. In dem Behälter war es ebenso kalt wie draußen oder vielleicht sogar noch kälter, weil er aus Metall bestand. Es war genau die Art von Kälte, die einem erst einmal den Atem nimmt.

Ich hatte mich kaum von diesem Kälteschock erholt, als ich das Kätzchen entdeckte, das zusammengerollt in der vorderen linken Ecke des Behälters lag. Es hatte sich unter einem Buch verkrochen und deshalb sah ich zuerst nur seinen Kopf. In dem dunklen Kasten wirkte es grau wie

ein Stein. Aber ich bemerkte, dass sein Fell schmutzig und verfilzt war. Vorsichtig entfernte ich das Buch. Das Kätzchen hob langsam den Kopf und schaute mich traurig an. Eine Sekunde lang starrte ich in seine großen, goldgelben Augen. Dann senkte es den Kopf wieder.

In diesem Moment schmolz ich dahin. Dieses Kätzchen versuchte nicht, tapfer zu sein und versteckte sich auch nicht. Ich glaube nicht einmal, dass es Angst hatte. Es wollte nur gerettet werden.

Ich nahm es heraus. Es war so klein, dass meine Hände es fast komplett umschließen konnten. Später erfuhren wir, dass es vor ungefähr acht Wochen geboren sein musste, aber in diesem Augenblick sah es aus, als wäre es keine acht Tage alt. Es war so mager, dass man jede einzelne Rippe sehen konnte. Ich fühlte seinen Herzschlag und das Pumpen seiner Lunge. Das arme Kätzchen war so matt, dass es kaum den Kopf hochhalten konnte, und es zitterte am ganzen Körper. Es öffnete sein Mäulchen, aber es kam nur ein schwacher, heiserer Laut heraus.

Und es war komplett ausgekühlt! Ich weiß noch heute, wie ich mich darüber wunderte, dass sich ein lebendes Tier so kalt anfühlen konnte. Es war, als hätte es überhaupt keine eigene Körperwärme mehr. Ich hielt es in den Armen, um es zu wärmen. Anstatt sich dagegen zu wehren, kuschelte es sich an mich.

»Oh Gott!«, flüsterte Jean.

»Das arme Baby«, sagte ich und drückte es fester an mich.

Wir schwiegen beide eine Weile und sahen nur das Kätzchen an. Dann brach Jean das Schweigen.

»Wie das wohl in die Bücherbox hineingekommen ist?«

Ich dachte nicht mehr über die vergangene Nacht nach, sondern darüber, was jetzt zu tun war. Der Tierarzt würde erst in einer Stunde seine Praxis öffnen. Aber dem Kätzchen war so kalt. Selbst in meinen Armen zitterte es noch.

»Wir müssen etwas unternehmen«, beschloss ich.

Jean holte ein Handtuch, und wir wickelten den kleinen Kerl so darin ein, dass nur noch sein rosa Schnäuzchen herausschaute und er uns mit seinen schönen, großen Augen aus den Handtuchfalten heraus ansah.

»Jetzt bekommt es ein warmes Bad«, sagte ich. »Vielleicht hört es dann auf zu zittern.«

Ich ließ in das Waschbecken in unserem Büro warmes Wasser einlaufen und prüfte die Temperatur mit dem Ellenbogen. Wie ein Eisblock rutschte das Kätzchen aus meinen Händen in das Wasser. Jean fand im Schrank mit den Bastelsachen etwas Shampoo und ich seifte die kleine Katze damit behutsam ein. Allmählich wurde das Wasser grauer, aber das Zittern ging in leises Schnurren über. Ich lächelte. Dieses Kätzchen war zwar sehr jung, aber auch zäh. Als ich es schließlich aus dem Waschbecken hob, sah es aus wie ein Neugeborenes. Seine großen Ohren standen von einem winzigen Kopf ab. Jetzt miaute das tropfnasse kleine Ding leise nach seiner Mutter.

Wir trockneten es mit dem Föhn, mit dem wir in der Bastelstunde den Leim trocknen. Nach nur einer halben Minute hielt ich ein wunderschönes, rot getigertes Katzenbaby in der Hand, obwohl ich sein Fell vorhin noch für grau gehalten hatte.

Inzwischen scharten wir uns zu viert im Büro um unseren kleinen Gast. Acht Hände wollten ihn fast gleichzeitig streicheln. Während ich nur Augen für das Kätzchen hatte und es wie ein Baby im Arm wiegte, redeten die anderen durcheinander.

»Wo kommt es her?«

»Aus der Bücherklappe.«

»Nein! Das ist ja unglaublich!«

»Ist es ein Junge oder ein Mädchen?«

Ich schaute auf. Alle sahen mich an.

»Ein Junge«, antwortete ich.

»Er ist so schön!«

»Wie alt ist er?«

»Wie ist er in die Bücherklappe gekommen?«

Ich hörte gar nicht richtig zu, denn ich musste die ganze Zeit das Katerchen anschauen.

»Es ist draußen so kalt!«

»Bitterkalt!«

»Der kälteste Morgen des Jahres!«

Eine Gesprächspause.

Dann sagte eine Kollegin: »Jemand muss ihn in die Klappe gelegt haben.«

»Das ist ja furchtbar!«

»Vielleicht hat das jemand getan, um ihn zu retten.«

»Ich weiß nicht. Er ist so hilflos.«

»Er ist noch so klein!«

»Und so wunderschön! Ein kleiner Herzensbrecher!«

Ich setzte ihn auf den Tisch. Das arme Kätzchen konnte kaum stehen. Es hatte an den Ballen aller vier Pfoten Erfrierungen. (Im Laufe der nächsten Wochen würden sie sich weiß verfärben und abschälen.) Dennoch tat der kleine Kerl etwas wirklich Erstaunliches. Er fand sein Gleichgewicht und sah jeder von uns ins Gesicht. Dann wackelte er schnurrend auf jede Bibliothekarin zu, um sich streicheln zu lassen und sein Köpfchen an jeder Hand zu reiben. Es war, als wolle er jeder von uns persönlich für seine Rettung danken.

Seit ich das Katzenbaby aus der Bücherbox herausgenommen hatte, waren kaum 20 Minuten vergangen, aber ich hatte bereits über ein paar Dinge nachgedacht: Darüber, dass es früher nicht unüblich gewesen war, Bibliothekskatzen zu halten. Darüber, wo man die Futternäpfe und das Katzenklo aufstellen könnte. Und über den vertrauensvollen Ausdruck, mit dem der kleine Kater, nachdem er sich an mich gekuschelt hatte, zu mir aufschaute. Deshalb war ich gut vorbereitet, als schließlich jemand die Frage stellte: »Was machen wir jetzt mit ihm?«

»Ach«, sagte ich, als sei es mir eben erst eingefallen, »vielleicht können wir ihn ja hier in der Bücherei behalten.«

2

Es ist ein Junge!



Am meisten wunderte ich mich darüber, wie zufrieden das Kätzchen an jenem ersten Tag war. Es hatte sich in einer völlig neuen Umgebung wiedergefunden, inmitten von Fremden, die es ständig an sich drücken und streicheln wollten, und war vollkommen gelassen. Gleichgültig wie oft es von einer zur anderen weitergereicht wurde und wie wir es hielten, es wurde nie nervös oder unruhig. Kein einziges Mal versuchte es, zu beißen oder wegzulaufen. Stattdessen entspannte sich der kleine Kater bei jeder von uns und sah uns einfach in die Augen.

Man stelle sich nur ein winziges Fellknäuel vor, nicht größer als ein Getränkekarton, das einem liebevoll in die Augen schaut, und dann sein feuchtes Näschen an einem reibt, einem seinen Kopf auf den Arm legt und zu schnurren anfängt. Es war kein Wunder, dass keine von uns ihn weitergeben wollte. Wir wollten den kleinen Kater ständig an uns drücken, herumtragen und Herzen.

Als ich ihn am Abend auf den Boden setzte, beobachtete ich ihn erst einmal fünf Minuten lang, um sicherzugehen, dass er zu seinen Näpfen und dem Katzenklo humpeln konnte. Wenn er eine Büchereikatze werden sollte, musste er lernen, allein in der Bücherei zu leben. Hätte ich ihn an diesem ersten Abend mit nach Hause genommen, hätte es passieren können, dass er auf mein Haus geprägt worden wäre und von dort nicht mehr weggewollt hätte. Deshalb musste ich ihn von Anfang an alleine in der Bücherei zurücklassen.

Und dabei sah er so winzig aus, als er durch den großen Raum voller Bücher hinkte, wie ein kleines, schief geratenes Spielzeug. Und er gab sich so viel Mühe! Der arme kleine Kerl. Ich glaube, er hatte den ganzen Tag lang versucht, mit seinen von Erfrierungen schmerzenden Pfoten den Boden nicht zu berühren. Andererseits machte ich mir um ihn keine allzu großen Sorgen. Ich war noch am Vormittag mit ihm beim Tierarzt gewesen und wusste, dass seine Gesundheit nicht in Gefahr war. Und meine Kolleginnen hatten dafür gesorgt, dass er bereits ein Kistchen zum Schlafen und etwas zum Spielen hatte.

Doris Armstrong, eine der Bibliothekarinnen, hatte ihm sogar eine warme, rosafarbene Decke besorgt. Wir hatten alle zugesehen, als sie sich hingehockt und das Kätzchen unter dem Kinn gekrault hatte. Dann hatte sie die Decke gefaltet und in seinen Karton gelegt. Der kleine Kater war zögernd in den Karton gestiegen, hatte sich zusammengerollt und war eingeschlafen. Und genauso fand ich ihn am nächsten Morgen vor: Er schlief auf seiner rosafarbenen Decke.

Nun folgte der nächste Schritt: Die Öffentlichkeit musste von dem Kätzchen erfahren. Zwar waren alle Büchereiangestellten dafür, dass er blieb, aber die Entscheidung lag nicht bei uns. Die Stadtbücherei von Spencer gehörte der Stadtverwaltung und unterstand damit dem Stadtrat und dem Aufsichtsrat der Bücherei. Gleichzeitig »gehörte« sie aber auch den 10 000 Einwohnern von Spencer, und die konnten manchmal ziemlich eigen sein. Wenn wir das Kätzchen behalten wollten, mussten alle Beteiligten einverstanden sein.

Als Bibliothekarin war mir klar, dass man nicht einfach eine Katze in eine Bücherei holen kann, nur weil sie niedlich aussieht. Wenn sie nicht zahm und freundlich ist, wird sie sich bald Feinde machen. Ist sie zu schüchtern oder ängstlich, wird sich niemand für sie einsetzen, wenn es nötig wird. Wenn sie nicht geduldig ist, wird sie eines Tages beißen oder kratzen. Und wenn sie zu wild und ausgelassen ist, macht sie zu viel kaputt.

Bei unserem pelzigen Findelkind aber hatte ich keinerlei Bedenken. Von dem Moment an, in dem er mich so ruhig und zufrieden angeschaut hatte, wusste ich, dass er perfekt in die Bücherei passen würde. Sein Herz hatte ruhig weitergeschlagen, als ich ihn auf den Arm genommen hatte. Er hatte kein Anzeichen von Panik gezeigt. Er vertraute Menschen. Das war das Besondere an ihm: sein vollkommenes, uneingeschränktes Vertrauen. Und deshalb vertraute ich ihm ebenfalls.

Dennoch war mir etwas bang, als ich Mary Huston, die Stadthistorikerin, in das Büro der Bibliothekarinnen bat. Das war sein erster öffentlicher Auftritt! Als ich das Kätzchen auf den Arm nahm, schlug mir das Herz bis zum Hals. Denn als es mich zum ersten Mal angeschaut hatte, war etwas geschehen: Wir hatten Freundschaft geschlossen. Für mich war unser Findling bereits mehr als irgendeine junge Katze. Ich kannte das Katerchen zwar erst seit einem Tag, aber bereits jetzt konnte ich den Gedanken nicht ertragen, ihn wieder hergeben zu müssen. Was, wenn Mary ihn nicht mochte?

»Hallo, Katerchen«, sagte Mary lächelnd, als sie ihn sah. Sie streckte die Hand aus, um ihm den Kopf zu streicheln – und er reckte sich hoch und schnupperte an ihrer Hand.

»Ach, ist der hübsch«, sagte Mary.

Hübsch. Eigentlich genügte dieses Wort, um den Findling zu beschreiben. Er war eine wunderschöne Katze. Sein Fell war leuchtend orangerot und weiß, mit feinen dunkleren Streifen. Als er älter wurde, wurde es länger, aber als Kätzchen hatte er ein verhältnismäßig kurzes, flauschiges Fell, das um den Hals einen stattlichen Kragen bildete.

Viele Katzen haben allzu spitze Nasen, das Maul springt etwas zu weit vor oder ihr Gesicht ist ein bisschen schief, doch das Gesicht dieses Kätzchens war perfekt. Und dann erst die Augen, seine großen, goldfarbenen Augen!

Aber es war nicht nur wegen seines Aussehens schön, sondern auch wegen seiner Persönlichkeit. Um es zu merken, musste man ihn nur kurz im Arm halten – vorausgesetzt, man war nicht gerade ein Katzenhasser. Es war etwas in seinem Gesicht, an seiner Art, einen anzusehen, dass man ihn einfach lieb haben musste.

»Er lässt sich gerne auf dem Arm tragen«, sagte ich und übergab ihn vorsichtig an Mary. »Auf dem Rücken liegend, wie ein Baby.«

»Ein Baby, das nur ein Pfund wiegt.«

»Ich glaube, er wiegt eher noch weniger.«

Das Kätzchen legte seinen Schwanz zurecht und machte es sich in Marys Armen gemütlich.

»Ach, Vicki«, meinte Mary, »er ist hinreißend. Wie heißt er denn?«

Eine gute Frage. Er hatte nämlich noch keinen richtigen Namen. Ich hatte angefangen, ihn Dewey zu nennen, aber nur deshalb, weil ich ihn ja irgendwie rufen musste. Aber nachdem er ja nicht meine Katze war, konnte ich ihm doch keinen Namen geben. Das wäre die Aufgabe der Büchereibesucher, vorausgesetzt, sie wollten, dass wir ihn behielten.

»Wir nennen ihn jetzt erst einmal Dewey«, erklärte ich Mary, »aber das ist nur vorläufig.«

»Hallo, Dewey«, sagte Mary. »Gefällt es dir in der Bücherei?«

Dewey sah ihr ins Gesicht. Dann rieb er sein Köpfchen an ihrem Arm.

Lächelnd schaute Mary mich an: »Ich könnte ihn den ganzen Tag so halten.«

Natürlich tat sie das nicht. Sie gab mir Dewey zurück und ich ging mit ihm um die Ecke. Dort stand die gesamte Belegschaft und schaute uns erwartungsvoll an.

»Das ist gut gelaufen«, stellte ich fest. »Eine Einwohnerin haben wir auf unserer Seite. Bleiben noch 9999.«

3

Ein schnurrender Mitarbeiter



Nach und nach stellten wir Dewey Leuten vor, die regelmäßig in die Bücherei kamen und von denen wir wussten, dass sie Katzen mochten. Weil er immer noch ziemlich schwach war, legten wir ihn den Leuten direkt in die Arme. Marcie Muckey war sofort ganz hingerissen. Mike Baehr und seine Frau Peg verliebten sich auf den ersten Blick in ihn. Pat Jones und Judy Johnson fanden Dewey bezaubernd.

Unter den 10 000 Einwohnern von Spencer gab es vier Judy Johnsons. Zwei von ihnen kamen regelmäßig in die Bücherei und beide wurden rasch zu großen Dewey-Fans.

Eine Woche später berichtete unsere Tageszeitung, der *Spencer Daily Reporter*, auf seiner ersten Seite von Dewey. Die Schlagzeile lautete: »Schnurrender Neuzugang für Stadtbücherei«. Der halbseitige Artikel erzählte die Geschichte von Deweys wundersamer Rettung und war mit dem Farbfoto eines rot getigerten Kätzchens illustriert, das etwas misstrauisch, aber doch selbstbewusst in die Kamera blickte.

Eine Woche lang war Dewey unser Geheimnis gewesen. Wer in dieser Zeit nicht in die Bücherei gekommen war, ahnte nichts. Jetzt wussten alle Bescheid.

Viele Leute und vor allem die Kinder waren begeistert von der Vorstellung, dass in der Bücherei eine Katze lebte. Es kamen aber auch Beschwerden. Ich muss zugeben, dass ich darüber etwas enttäuscht war, auch wenn es mich im Grunde nicht überraschte. Es gibt auf der Welt nichts, worüber sich nicht irgendjemand aufregt.

Eine Frau reagierte besonders heftig. Sie schickte mir einen bitterbösen Brief. Darin bezeichnete sie mich als eine Verrückte, die nicht nur die Gesundheit aller unschuldigen Kinder der Stadt gefährdete, sondern auch die Werte der Gemeinschaft in den Schmutz zog. Ein Tier in der Bücherei! Wenn das erlaubt war, dann würden die Leute bald ihre Kühe auf der Hauptstraße spazieren führen! Sie drohte sogar, höchstpersönlich mit ihrer Kuh an der Leine in die Bücherei zu kommen.

Ich sah sofort in unserer Leserkartei nach und stellte fest, dass diese Frau bei uns noch nie ein Buch ausgeliehen hatte. Sie besaß nicht einmal einen Bibliotheksausweis.

Ich erhielt aber auch besorgte Anrufe. »Mein Kind leidet an Allergien«, sagte eine Frau. »Was soll ich tun? Er geht so gerne in die Bücherei!«

Mir war vorher schon klar gewesen, dass sich die meisten wegen Allergien Sorgen machen würden, und hatte Vorkehrungen getroffen.

Im letzten Jahr war Muffin, die allseits geliebte Katze der Putnam Valley Library im Staat New York aus ihrer Bücherei verbannt worden, nachdem bei einem Mitglied des Büchereiaufsichtsrats eine schwere Katzenhaarallergie festgestellt worden war. Als Folge davon gingen der Bücherei 80 000 Dollar an zugesagten Spenden verloren. Ich wollte dafür sorgen, dass so etwas bei uns nicht passierte.

Weil es in Spencer keinen Allergologen gab, ließ ich mich von zwei Allgemeinärzten beraten. Unsere Bücherei bestand aus einem einzigen großen Raum, der von 1,20 Meter hohen Regalreihen unterteilt wurde. Das Büro der Bibliothekarinnen war durch eine Wand abgeteilt, die oben 1,80 Meter Abstand zur Decke hatte. In dieser Wand waren zwei offene Durchgänge. Im Raum selbst gab es keine anderen Raumteiler als Regale, die aber nirgends bis zur Decke reichten. Dank dieser Innenraumgestaltung konnte sich Dewey jederzeit ins Büro zurückziehen. Außerdem würde sie verhindern, dass sich irgendwo große Mengen von Hautschuppen und Haaren ansammelten. Offenbar war die Bücherei von ihrer Anlage her allergikerfreundlich.

Wenn eine der Beschäftigten jedoch eine Katzenhaarallergie gehabt hätte, wäre das ein Problem gewesen, aber ein Büchereibesuch von einigen Stunden alle paar Tage war gesundheitlich bedenkenlos, da waren sich die beiden Ärzte einig.

Die Eltern waren zunächst skeptisch, aber die meisten kamen versuchsweise mit ihren Kindern zu uns. Bei jedem Besuch hielt ich Dewey vorsichtshalber auf dem Arm. Ich wusste ja nie, wie die Eltern reagierten oder wie sich Dewey verhielt, zumal die Kinder meist aufgeregt waren. Sie näherten sich ihm zunächst sehr vorsichtig und flüsterten: »Hallo, Dewey«, fingen dann aber bald zu quietschen und zu kreischen an.

Mit den Worten: »So, das ist genug« zogen die Eltern sie dann von dem Kätzchen weg. Dewey machte der Lärm nichts aus. Er war das friedlichste Kätzchen, das ich je gesehen hatte. Allerdings schien er verwundert darüber, dass ihn manche Kinder nicht streicheln durften.

Einige Tage später wagte eine Familie einen zweiten Besuch. Dieses Mal hatten sie einen Fotoapparat dabei. Ihr kleiner Junge, der auf Katzenhaare allergisch war, durfte sich neben Dewey setzen und ihn streicheln, und seine Mutter machte Fotos.

»Justin kann keine Haustiere haben«, erzählte sie mir, »und mir war bis jetzt nicht klar, wie sehr er das vermisst. Er hat Dewey schon jetzt furchtbar lieb.«

Ich liebte Dewey auch. Wir alle liebten ihn. Wie hätte man seinem Charme auch widerstehen können? Er war anhänglich, freundlich und niedlich. Und er hinkte immer noch auf seinen frostgeschädigten Pfoten.

Was mich damals aber erstaunte war, wie sehr Dewey uns liebte und wie unbefangen er in Gegenwart von Fremden war. Es war, als würde er denken: *Ich bin unwiderstehlich, nicht wahr?*

Mir dämmerte allmählich, dass Dewey sich selbst nicht als gewöhnliche Katze sah. Er hielt sich von Anfang an für jemand ganz besonderes – und lag damit auch richtig.

Dewey Readmore Books



Dewey hatte großes Glück gehabt. Nicht nur, dass er die Nacht in der eiskalten Bücherklappe überlebt hatte. Er war auch zu Menschen gekommen, die ihn liebten, und in eine Bücherei, die ideal für ihn war. Es gab keinen Zweifel daran, dass Dewey hier ein wunderbares Leben führte. Doch auch die Stadt Spencer hatte Glück gehabt, denn Dewey traf genau zum richtigen Zeitpunkt ein. Jener Winter war nämlich nicht nur sehr kalt, sondern auch einer der Tiefpunkte in Spencers Geschichte.

Die Stadt Spencer war von der Landwirtschaft geprägt. Rings um den Ort herum lag eine Farm neben der anderen. In den 1980er-Jahren machte die Landwirtschaft in unserer Region eine Krise durch. Land zu kaufen, war sehr teuer geworden, doch für ihre Produkte bekamen die Farmer zu wenig Geld. Nach und nach gaben sie ihre Betriebe auf. Und weil die Landwirte ihre Kredite nicht mehr zurückzahlen konnten, gingen auch die Banken pleite. Die Geschäfte in der Stadt folgten, weil niemand mehr ihre Waren kaufte. Die Leute verloren ihre Arbeit. Noch mehr Farmen wurden aufgegeben.

Nach einer Weile kam es einem vor, als würde die Stadt allmählich zusammenbrechen. Man machte sogar schon Witze darüber: Der letzte Ladeninhaber, der das Zentrum von Spencer verließ, solle doch bitte das Licht ausschalten, hieß es.

Dann trat Dewey in unser Leben. Natürlich sollte man da nicht zu viel hineininterpretieren, denn Dewey schuf keine Arbeitsplätze und er löste auch keinen wirtschaftlichen Aufschwung aus. Doch er war eine willkommene Ablenkung in schweren Zeiten. Und er war noch viel mehr: Deweys Geschichte rührte die Bewohner von Spencer. Er war ein Streuner, den jemand zum Sterben in die Bücherklappe geworfen hatte, aber er hing am Leben. Er hatte jene furchtbare Nacht überlebt. Und aus diesem grausamen Streich entwickelte sich für ihn etwas Gutes. Was auch geschah, Dewey verlor nie seine Zuversicht und seine Lebensfreude. Von dem Moment seiner Rettung an vertraute Dewey fest darauf, dass alles gut werden würde. Und er brachte andere dazu, das ebenfalls zu glauben.

Nach zehn Tagen hatte er sich so weit erholt, dass er die Bücherei selbstständig erkunden konnte. Es stellte sich gleich heraus, dass ihm Bücher und Regale egal waren, er sich aber für Menschen interessierte. Wenn irgendwo ein Besucher saß, ging Dewey, trotz immer noch schmerzender Pfoten, schnurstracks zu ihm hin und sprang ihm auf den Schoß. Häufig wurde er mehrfach hinunterbefördert, aber Ablehnung schreckte ihn nicht. Dewey fand immer neue Schöbe, auf denen er ein Nickerchen machen konnte, und Hände, die ihn streichelten.

Und allmählich begann sich etwas zu ändern. Mir fiel es zuerst bei den älteren Besuchern auf, die gelegentlich in der Bücherei Zeitschriften lasen oder in Büchern blätterten. Nachdem Dewey angefangen hatte, ihnen Gesellschaft zu leisten, kamen sie häufiger und blieben länger. Diejenigen, die uns Bibliothekarinnen immer freundlich zugewinkt oder uns begrüßt hatten, unterhielten sich

jetzt mit uns. Dabei ging es meist um Dewey. Sie wurden nie müde, sich Dewey-Geschichten anzuhören. Sie kamen nicht mehr, um Zeit totzuschlagen: Sie kamen, um Freunde zu besuchen.

Ein älterer Herr suchte jeden Vormittag um die gleiche Zeit die Bücherei auf, um immer im selben Sessel die Zeitung zu lesen. Seine Frau war vor Kurzem verstorben und er war einsam. Ich hatte ihn nicht für einen Katzenfan gehalten, aber als Dewey auf seinen Schoß sprang, strahlte er. Jetzt musste er seine Zeitung nicht mehr alleine lesen.

»Gefällt es dir hier, Dewey?«, fragte der Mann jeden Morgen, wenn er seinen neuen Freund streichelte. Dewey schloss dann die Augen und schlief meist kurz darauf ein.

Es gab auch einen Mann, der Arbeit suchte. Ich kannte ihn nicht persönlich, aber ich war schon vielen wie ihm begegnet: Ein stolzer Mann, der sein Leben lang hart gearbeitet hatte, vermutlich eine Familie zu versorgen hatte und darunter litt, keinen Job mehr zu haben. Er war aus Spencer, aber kein Farmer, sondern ein Arbeiter. Jeden Morgen ging Dewey zu ihm hin und jeden Morgen schob der Mann ihn von sich weg. Dann sah ich eines Tages Dewey auf seinem Schoß sitzen, und zum ersten Mal seit vielen Wochen lächelte der Mann. In seinem Blick lag immer noch Traurigkeit, aber er lächelte.

Dewey hatte vielleicht nicht viel zu geben, aber in jenem Winter des Jahres 1988 gab er genau das, was die Menschen von Spencer brauchten. Deshalb schenkte ich der Stadt unser Kätzchen. Er war nicht unser kleiner Kater, sondern er gehörte allen Besuchern der Stadtbücherei von Spencer. Meine Kolleginnen hatten Verständnis dafür.

Nach einiger Zeit sprach ich unsere Besucher an: »Sie kennen doch das Katerchen, das auf Ihrem Schoß sitzt? Das, das mit Ihnen zusammen die Zeitung liest? Das Ihnen den Lippenstift aus der Handtasche stibitzt und Ihren Bleistift über die Tischkante rollen lässt? Er ist Ihr Kater und ich möchte, dass Sie mithelfen, einen Namen für ihn zu finden.«

Ich war erst seit einem halben Jahr Leiterin dieser Bücherei und begeisterte mich immer noch für Wettbewerbe. Alle paar Wochen stellten wir im Vorraum eine Schachtel auf, ließen den Wettbewerb vom lokalen Radiosender ankündigen und lobten einen Preis aus. Wenn Wettbewerb und Preis interessant waren, beteiligten sich vielleicht 50 Leute. Ging es um einen wertvollen Preis, wie zum Beispiel um ein Fernsehgerät, machten vielleicht sogar 70 mit. Aber gewöhnlich lag die Teilnehmerzahl ungefähr bei 25.

Die Umfrage »Wie soll der Büchereikater heißen?« ließ ich nicht im Radio ankündigen, denn ich wollte, dass nur Stammleser mitmachten. Einen Preis gab es auch nicht zu gewinnen, und trotzdem erhielten wir 397 Vorschläge. Dreihundertsiebenundneunzig! Die Bürger der Stadt interessierten sich offenbar für unser Katerchen.

Der von Lasagne begeisterte Kater Garfield war damals auf dem Höhepunkt seiner Beliebtheit, und deswegen schlugen viele vor, unseren Kater »Garfield« zu nennen. Neun sprachen sich für »Tiger« aus und »Tigger«, der Name von Winnie Poohs gestreiftem Freund, hatte fast ebenso viele Befürworter. Etlichen schien der Name »Morris« gut zu gefallen. Weitere Vorschläge waren ALF (nach dem witzigen Außerirdischen, der damals seine eigene Fernsehserie hatte) und Spuds (einem Hund aus der Fernsehwerbung). Es waren auch einige nicht besonders nett gemeinte Vorschläge dabei, wie »Flohsock«.

Mit Abstand die meisten aber sprachen sich für »Dewey« aus. Offenbar hatten unsere fleißigeren Leser das Katerchen bereits ins Herz geschlossen und wollten nichts an ihm verändern, nicht einmal seinen Namen. Und ehrlich gesagt: Uns war das recht. Auch wir hatten begonnen, Dewey so zu lieben, wie er war.

Dennoch kam uns der Name so noch nicht vollständig vor und wir überlegten uns einen Nachnamen. Mary Walk, die Kinderbibliothekarin, schlug *Readmore* (»Lies mehr«) vor. In einem Werbespot, der am Samstagvormittag zwischen den Zeichentrickfilmen gesendet wurde, rief ein Kater namens O.G. Readmore die Kinder auf: »Lest ein Buch und guckt euch die Filme in eurem Kopf an.«

Ich nehme an, dass Mary den Namen daher hatte.

Dewey Readmore.

Das klang ja schon ganz gut, aber es fehlte noch etwas. Ich dachte mir den zweiten Nachnamen *Books* (»Bücher«) aus.

Dewey Readmore Books.

Sprach man den ganzen Namen aus, klang das wie die Frage: »Do we read more books?« (»Lesen wir mehr Bücher?«)

Es war ja unser Ziel, mehr zu lesen und immer klüger zu werden.

Dewey Readmore Books. Drei Namen für unseren majestätischen und schönen Kater. Wir hätten ihn eigentlich auch Sir Dewey Readmore Books nennen können, aber wir waren Bibliothekarinnen und legten nicht viel Wert auf Adelstitel und große Namen. Und Dewey eigentlich auch nicht. Er war vollkommen zufrieden, wenn wir ihn bei seinem ersten Namen riefen oder auch nur »Dew« zu ihm sagten.

Der Dewey-Tragegriff



Katzen sind Gewohnheitstiere und deswegen dauerte es nicht lange, bis Dewey einen festen Tagesablauf hatte. Wenn ich morgens in die Bücherei kam, wartete er vorne an der Tür auf mich. Während ich meine Jacke und meine Tasche aufhängte, fraß er rasch ein paar Bissen von seinem Futter. Anschließend begleitete er mich auf meinem Rundgang durch die Bibliothek, bei dem wir nachsahen, ob alles an seinem Platz war.

Nach diesem ersten Rundgang besuchte Dewey die Bibliothekarinnen. Wenn es einer mal nicht so gut ging, blieb er ein bisschen länger bei ihr. Er besaß ein erstaunliches Gespür dafür, wer ihn gerade brauchte und war stets bereit, demjenigen etwas mehr von seiner Zeit zu schenken.

Doch um zwei Minuten vor neun ließ Dewey alles stehen und liegen und flitzte zur Eingangstür. Wenn wir um neun Uhr morgens öffneten, stand schon immer jemand vor der Tür, der beim Eintreten freundlich »Hallo Dewey, wie geht es dir denn heute?« sagte.

Ich stellte mir vor, wie Dewey von seinem Aussichtsposten links neben der Tür *Herzlich willkommen!* antwortete und dann hinzufügte: *Warum streichelst du mich nicht?*

Er hätte meist wohl keine Antwort darauf bekommen. Wer so früh in die Bibliothek ging, hatte meist einen wichtigen Grund dafür und deshalb keine Zeit, sich um eine Katze zu kümmern.

Du willst mich nicht streicheln? Auch gut. Wo du herkommst – wo auch immer das sein mag – kommen auch noch genügend andere her, die Zeit für mich haben.

Er brauchte nie lange, um einen Schoß zu finden. Und weil er zu diesem Zeitpunkt schon zwei Stunden auf den Beinen war, wurde es allmählich Zeit für sein Nickerchen. Dewey fühlte sich in der Bücherei so zu Hause, dass er keine Probleme damit hatte, »öffentlich« zu schlafen. Er konnte einfach überall einnicken.

Sein liebster Ort für eine kleine Siesta war ein Schoß, aber wenn er mal keinen fand, nahm er auch mit einer Schachtel vorlieb. Die Karteikarten für die Bibliothek wurden in kleinen Schachteln geliefert, die etwa so groß waren wie Kartons für Babyschuhe. Dewey stopfte gerne alle vier Pfoten in solch eine Schachtel, setzte sich hinein und ließ den übrigen Körper über die Ränder der Schachtel hängen. Wenn er eine größere Schachtel fand, vergrub er darin auch seinen Kopf und den Schwanz, bis nur noch sein Hinterteil aus der Schachtel emporrage. Er sah dann aus wie ein Fell-Muffin.

Einmal beobachtete ich ihn dabei, wie er sich in eine halb leere Schachtel mit Papiertaschentüchern zwängte. Zuerst steckte er seine Vorderpfoten in den Schlitz oben auf der Schachtel, dann trat er vorsichtig mit den Hinterbeinen hinein. Behutsam setzte er sich auf die Hinterpfoten und quetschte das Hinterteil durch den Schlitz. Dann beugte er die Vorderpfoten und arbeitete sich mit dem vorderen Teil des Körpers nach unten. Das Ganze dauerte fünf Minuten, aber dann waren nur noch sein Kopf und sein Schwanz sichtbar, die vorne oder hinten aus der Schachtel hingen. Er starrte ins Leere und tat, als existiere die übrige Welt nicht mehr.

Damals gab es im Bundesstaat Iowa zu den Steuerformularen passende Umschläge, und wir stellten für unsere Besucher immer eine Schachtel zur Verfügung. Dewey hat mindestens die Hälfte seines ersten Winters in einer solchen Schachtel verbracht.

»Ich brauche einen Umschlag«, sagte manchmal ein Besucher, »aber ich möchte Dewey nicht stören. Was soll ich tun?«

»Seien Sie unbesorgt! Er schläft.«

»Aber wenn ich einen Umschlag herausziehe, wecke ich ihn doch!«

»Nein, nein, keine Angst, Dew bekommt überhaupt nichts mit.«

Gewöhnlich rollte der Besucher Dewey dann ein wenig auf die Seite und zog ganz sacht einen Umschlag unter ihm heraus. Er hätte den Umschlag auch mit Schwung herausziehen können – er hätte Dewey nicht geweckt. Unser Kater schlief ausgesprochen fest.

»Die Katzenhaare gibt es gratis dazu«, erklärte ich dann meist.

Ein weiterer Lieblingsplatz für Deweys Nickerchen war die Rückseite des Kopierers.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, klärte ich die Besucher auf. »Sie können ihn gar nicht stören. Er schläft da, weil es warm ist. Je mehr Sie kopieren, desto mehr Wärme erzeugt das Gerät und desto wohler fühlt sich unser Kater.«

Die Belegschaft hatte im Umgang mit dem Kater inzwischen keine Skrupel mehr.

Bereits am Anfang hatte ich beschlossen, dass wir von den Bibliotheksgeldern keinen Penny für Dewey ausgeben würden. Stattdessen hatten wir im Büro eine Spardose aufgestellt, in die wir regelmäßig unser Kleingeld warfen. Außerdem sammelten wir unsere Getränkedosen. Cynthia Behrends brachte sie jede Woche zu einem Wertstoffhof und erhielt dafür ein paar Dollar. Somit kamen wir Angestellten für unser Katerchen auf. Als Gegenleistung schenkte uns Dewey unzählige schöne und lustige Erlebnisse.

Dewey liebte es, sich in Schubladen zu verstecken und ruhig abzuwarten. Wenn man die Schublade öffnete, sprang er wie ein Schachtelteufel heraus und erschreckte uns zu Tode. Wenn wir zurückgegebene Bücher wieder einsortierten, sprang er auf den Bücherwagen und wollte herumgefahren werden. Und wenn Kim Peterson, die Büchereisekretärin, etwas tippen musste, wussten wir, dass gleich eine Show beginnen würde. Sobald ich Kim die Tasten betätigen hörte, legte ich meine Arbeit weg und wartete auf das Signal.

»Dewey jagt wieder die Klickerdinger!«, rief Kim dann immer.

Ich lief schnell herbei, um Dewey auf Kims großer, weißer Schreibmaschine hocken zu sehen. Sein Kopf folgte den Bewegungen des Typenrads von links nach rechts und wieder zurück, bis er es nicht mehr aushielt und mit der Pfote nach den »Klickerdingern« schlug, den kleinen Hebeln, die die Buchstabentypen gegen Farbband und Papier drückten. Meist standen alle lachend um Kim und Dewey herum. Die Streiche unseres Katers zogen stets Publikum an.

Doch was auch immer an Interessantem geboten wurde – von seinem festen Tagesablauf ließ sich Dewey durch nichts ablenken. Um genau zehn Uhr dreißig besuchte er Jean im Aufenthaltsraum. Sie aß in ihrer Frühstückspause einen Joghurt, und wenn Dewey ihr lange genug dabei zusah, ließ sie ihn den Deckel ablecken. Jean war eine sehr ruhige und fleißige Mitarbeiterin, aber sie fand immer einen Weg, Dewey etwas Gutes zu tun. Wenn er sein Nickerchen nicht alleine machen wollte, legte er sich über ihre linke Schulter – immer nur über die linke Schulter, nie über die rechte.

Nach einigen Monaten wollte sich Dewey von uns nicht mehr im Arm halten lassen. Vermutlich fand er das inzwischen zu babyhaft. Nach und nach übernahm die gesamte Belegschaft Jeans Schultertragetechnik. Wir bezeichneten sie als »Dewey-Tragetechnik«.

Was Dewey hasste



Dewey forderte mich gelegentlich dazu auf, mal Pause zu machen. Das war gut, denn ich neigte dazu, zu viel zu arbeiten. Oft saß ich stundenlang so konzentriert am Schreibtisch, dass ich von Deweys Anwesenheit nichts mitbekam, bis er auf meinen Schoß sprang.

»Wie geht es dir, mein Baby?«, sagte ich dann und lächelte. »Es ist schön, dich zu sehen.«

Ich streichelte ihn ein bisschen und wandte mich dann wieder meiner Arbeit zu. Wenn ihm meine Streicheleinheiten nicht gereicht hatten, sprang er auf meinen Schreibtisch und begann herumzuschnuppern.

»Kann es sein, dass du dich ganz zufällig auf das Blatt gesetzt hast, auf das ich gerade schreibe?«

Ich setzte ihn auf den Boden. Mit einem Satz war er wieder auf dem Tisch.

»Jetzt nicht, Dewey. Ich habe zu tun.«

Ich beförderte ihn abermals auf den Boden. Er sprang wieder hoch.

Wenn ich ihn nicht weiter beachte, dachte ich, wird ihm das Spiel langweilig.

Nichts zu machen. Dewey drückte seinen Kopf gegen meinen Bleistift. Ich schob ihn beiseite.

Fein, schien er zu denken, *dann schubse ich alle Stifte vom Tisch.*

Das tat er dann auch. Ein Stift nach dem anderen fiel zu Boden. Ich musste lachen.

»Okay, Dewey, du hast gewonnen.« Ich knüllte ein Stück Papier zusammen und warf es für ihn. Er sauste hinterher, roch daran und kam zurück. Typisch Katze. Ich ging hin, hob die Papierkugel auf und warf sie noch ein paar Mal.

»Was soll ich nur mit dir machen?«

Aber ich konnte schließlich nicht die ganze Zeit mit ihm spielen. Ich war hier die Chefin und hatte die Verantwortung. Zum Beispiel war ich diejenige, die Dewey badete. Das zweite Mal, als ich zur Tat schritt, machte ich mir keine weiteren Gedanken. Das Bad an jenem ersten Morgen bei uns hatte ihm schließlich gut gefallen. Dieses Mal wehrte sich Dewey, sobald das warme Wasser seinen Körper berührte. Er zappelte, fauchte und stemmte seine Pfoten gegen die Ränder des Waschbeckens. Er versuchte, herunterzuspringen. Hatte er Angst, sich im Wasser aufzulösen? Zwanzig Minuten später waren wir beide klatschnass und erschöpft. Deweys Haar war hoffnungslos verfilzt und meine Haare sahen aus, als hätte ich in eine Steckdose gefasst. Alle bogen sich vor Lachen. Der nächste Badetag verlief genauso. Ich schaffte es, Dewey zu waschen, aber mir fehlte die Geduld, ihn mit dem Handtuch abzureiben und trocken zu föhnen. Nicht dieses verrückte Katzentier!

»Schön«, sagte ich zu ihm. »Wenn es dir so unangenehm ist, dann lauf einfach so rum.«

Dewey war ein eitler Kater. Er konnte eine ganze Stunde damit verbringen, sein Gesicht zu putzen. Am witzigsten war es, wenn er eine Vorderpfote zur Faust ballte, ableckte und anschließend in ein Ohr stopfte. Er reinigte seine Ohren, bis sie innen komplett sauber waren.

Jetzt nach diesem Bad aber war er so triefnass, dass er wie ein haariger Meeresbewohner aussah, den die Flut an den Strand gespült hat. Meine Kolleginnen lachten und machten Fotos, doch Dewey wirkte so betreten, dass sie nach wenigen Minuten damit aufhörten.

»Nimm's doch mit Humor«, neckte ich den Kater. »Das hast du dir selbst zu verdanken.«

Er versteckte sich hinter einem Buchregal und kam stundenlang nicht mehr hervor. Nach diesem Fiasko einigten Dewey und ich uns, dass wir ihn nur noch in Notfällen baden würden.

»Wenn du schon nicht gerne badest«, sagte ich zu Dewey, als er ein paar Monate bei uns war, »wirst du das hier auch nicht mögen.«

Ich wickelte ihn in sein grünes Handtuch und trug ihn zum Auto.

Fünf Minuten später kamen wir in Dr. Esterlys Praxis an. In Spencer gab es mehrere Tierärzte, denn wir lebten in einer Gegend, in der kein Mangel an Kühen mit Schwangerschaftsbeschwerden, unpässlichen Schweinen und kranken Hofhunden herrschte. Dr. Esterly war mein Lieblingstierarzt. Er war ein ruhiger, bescheidener Mann, mit dem man über alles reden konnte. Er überstürzte nie etwas und konnte mit seinen Patienten sehr behutsam umgehen. Vor allem aber liebte er Tiere über alles.

»Hallo, Dewey!«, begrüßte er den Kater und begann ihn zu untersuchen.

Ich sah auf Deweys zierliche Pfötchen hinunter, die endlich abgeheilt waren. Zwischen den Ballen wuchsen Büschel längerer Haare.

»Könnte er von einer Perserkatze abstammen?«

Dr. Esterley sah sich Dewey von allen Seiten an. Seine elegante Haltung, seinen stattlichen, leuchtend roten Kragen.

»Nein, er ist nur ein gut aussehender Streuner.«

Das glaubte ich keine Sekunde lang. Ich fand, er sah eher wie ein Löwe aus, der sich als Streuner verkleidet hatte.

»Dewey ist das Ergebnis des Überlebenskampfes«, fuhr Dr. Esterly fort. »Seine Vorfahren lebten vermutlich schon seit Generationen auf der Straße.«

»Dann ist er ja einer von uns.«

Dr. Esterly schmunzelte. »Ja, davon gehe ich aus. Sie können ihn über Nacht hierlassen.«

»Ist es denn wirklich nötig, Herr Doktor?«

»Kater müssen kastriert werden«, antwortete er und nahm Dewey auf den Arm.

Dewey war entspannt und schnurrte. Dr. Esterlys letzte Worte, bevor er mit meinem Findelkind im Nebenraum verschwand, waren: »Dewey ist eine tolle Katze.«

Ja, das war er. Ich vermisste ihn schon jetzt.

Als ich Dewey am nächsten Morgen abholte, brach mir fast das Herz. Er hatte einen abwesenden Blick und ein rasiertes Bäuchlein. Ich nahm ihn auf den Arm. Er rieb seinen Kopf an mir und begann zu schnurren. Er war so froh, seine alte Freundin Vicki wiederzusehen.

In der Bücherei kamen uns alle sofort entgegen.

»Armes kleines Katerchen«, sagten sie.

Ich übergab ihnen Dewey – denn schließlich waren auch sie seine Freunde – und machte mich wieder an die Arbeit. Zum einen kümmerten sich schon genügend Leute um ihn und zum anderen war ich durch meinen Besuch beim Tierarzt im Rückstand und auf meinem Schreibtisch türmte sich die Arbeit.

Aber ich blieb nicht lange allein. Nach einer Stunde, als ich beim Telefonieren einmal zur Tür schaute, kam gerade Dewey hereingewackelt. Ich wusste, dass ihn die anderen mit Liebe und

Aufmerksamkeit überschüttet hatten, aber an seinem entschlossenen Herantapsen sah ich, dass er mehr brauchte.

Es ist immer nett, eine Katze um sich zu haben, aber meine Beziehung zu Dewey ging tiefer. Er war so intelligent, verspielt und so freundlich zu Menschen. Damals stand er mir noch nicht so nahe wie später, aber ich liebte ihn schon jetzt.

Und er liebte mich auch auf eine ganz besondere Weise. Aus dem Blick, mit dem er mich an diesem Morgen ansah, sprach etwas anderes. Es war mir noch nie so klar gewesen wie in diesem Augenblick, als er sich so viel Mühe gab, um zu mir zu kommen. Ich konnte ihn beinahe sagen hören: »Wo warst du? Ich habe dich vermisst.«

Ich beugte mich hinunter und nahm ihn in den Arm. Ich weiß nicht mehr, ob ich es aussprach oder nur dachte, aber ich wusste, dass er meine Gedanken lesen konnte. »Ich bin deine Mami, nicht wahr?«

Dewey legte seinen Kopf auf meine Schulter, schmiegte sich an meinen Hals und schnurrte.

Deweys Mambo



Damit keine Missverständnisse aufkommen: Natürlich war Dewey kein Musterknabe. Zwar war er ein liebenswerter, wunderschöner Kater und auch außergewöhnlich zutraulich, aber gleichzeitig war er noch jung und ungestüm. Mitunter raste er wie ein Wahnsinniger durch das Büro, warf aus reiner Lust am Spiel Papierstapel um oder ließ sich nicht abweisen, wenn ein Besucher mal seine Ruhe haben wollte. Seine Anwesenheit bei der Vorlesestunde putschte die Kinder so sehr auf, dass unsere Kinderbibliothekarin Mary Walk ihn vor die Tür setzte.

Und dann war da noch Mark. Mark war eine große Stoffpuppe, die ein Kind mit Muskeldystrophie darstellte. Wir setzten ihn ein, wenn wir mit Schulkindern über Körperbehinderung sprachen. Dewey schlief gerne auf Marks Schoß, und dadurch waren Marks Beine ständig voller Katzenhaare. Es wurde so schlimm, dass wir Mark in einen Schrank sperren mussten. Dewey brauchte eine ganze Nacht, um den Schrank zu öffnen, und schlief dann wieder auf Marks Schoß. Am nächsten Tag kauften wir ein Schloss für den Schrank.

Aber nichts von alledem ließ sich mit dem Theater vergleichen, das Dewey anstellte, wenn er Katzenminze roch. Doris Armstrong brachte Dewey regelmäßig kleine Geschenke mit, wie etwa kleine Bälle oder Spielzeugmäuse. Doris hatte zu Hause selbst Katzen und immer, wenn sie für ihre Haustiger etwas in der Zoohandlung besorgte, dachte sie auch an Dewey.

Eines Tages, gegen Ende von Deweys erstem Sommer, war ihr Mitbringsel ein Beutel frische Katzenminze. Dewey wurde von dem Geruch so aufgeregt, dass ich einen Moment lang dachte, er würde gleich an ihrem Bein hinaufklettern. Zum ersten Mal in seinem Leben bettelte er.

Als Doris endlich ein paar Blätter zerkrümelte und auf den Fußboden fallen ließ, drehte Dewey durch. Er schnupperte so intensiv daran, als wolle er die Blattkrümel mit seiner Nase vom Boden aufsaugen. Kurz darauf begann er zu niesen, doch das bremste ihn nicht. Als Nächstes kaute er die Blattstückchen. Danach wechselte er laufend durch: kauen, schnüffeln, kauen, schnüffeln und so weiter. Man konnte sehen, wie sich seine Muskeln unter dem Fell spannten und entspannten und wie ein Schauer nach dem anderen seinen Körper durchlief. Danach ließ er sich zu Boden fallen und rollte sich in der Katzenminze hin und her. Es war, als wären seine Knochen aus Gummi. Er konnte nicht mehr laufen und robbte schlängelnd über den Boden, wobei sein Kinn geifernd über den Teppich pflügte.

Nun begann sich Deweys Rückgrat wie in Zeitlupe zurückzubiegen, bis sein Kopf auf seinem Hinterteil ruhte. Er verbog sich in alle Richtungen und sah aus, als wäre die vordere Hälfte seines Körpers nicht mehr mit der hinteren verbunden. Wir nannten dieses Verhalten später »Dewey-Mambo«.

Als unser Kater endlich mit ausgestreckten Beinen auf dem Bauch landete, robbte er zur Katzenminze zurück und begann, wieder darin herumzurollen. Schließlich wälzte er sich auf den Rücken, hob die Hinterbeine und trat gegen sein Kinn. Zuerst folgten die Tritte rasch aufeinander,

doch allmählich verlangsamte sich ihr Rhythmus, bis Dewey schließlich nach ein paar laschen Tritten in die Luft an Ort und Stelle über dem letzten Rest Katzenminze einschlief.

Sein ganzes Leben lang verlor Katzenminze ihre Wirkung auf Dewey nicht. Und jedes Mal, wenn er etwas von dem Kraut erwischte, tanzte er wieder den Dewey-Mambo, der unweigerlich mit einem Schlafanfall endete.

Der Gummiband-Dieb



Zu Deweys wichtigsten Interessengebieten zählten neben Menschen, Puppen, Schubladen, Schachteln, Fotokopierern, Schreibmaschinen und Katzenminze ausgerechnet Gummibänder. Wenn es um Gummibänder ging, wurde Dewey zum Besessenen. Er brauchte sie nicht einmal zu sehen: Er konnte sie quer durch die ganze Bücherei riechen. Sobald jemand eine Schachtel mit Gummibändern auf einen Schreibtisch stellte, war er da.

»Da hast du eins, Dewey«, sagte ich, wenn ich einen neuen Beutel öffnete. »Eins für dich und eins für mich.« Er nahm dann immer sein Gummiband mit dem Maul auf und trabte fröhlich von dannen.

Und am nächsten Morgen fand ich es dann ... das ist etwas peinlich ... ja, im Katzenklo. Es sah aus, als stecke ein Regenwurm seinen Kopf aus der Erde.

Bei mir meldeten sich erste Zweifel. Ich sprach dieses Thema bei unserer nächsten Personalversammlung an. Dewey nahm zwar stets an den Versammlungen teil, aber zum Glück verstand er ja nicht, worüber wir sprachen. Deshalb sagte ich gegen Ende: »Gebt Dewey bitte keine Gummibänder mehr, egal, wie sehr er darum bettelt. Er frisst sie, aber ich fürchte, Gummibänder sind nicht das richtige Futter für einen heranwachsenden Kater.«

Am folgenden Tag lagen in Deweys Katzentoilette noch viel mehr Gummibänder als sonst. Und genauso war es am Tag danach. Und am nächsten Tag wieder.

Bei der nächsten Personalversammlung hakte ich nach. »Gibt jemand Dewey immer noch Gummibänder?«

Nein, nein, nein, nein, wurde dies von allen Seiten verneint.

»Dann stiehlt er sie offenbar. Lasst von jetzt an bitte keine Gummibänder mehr auf den Schreibtischen herumliegen.«

Das war leichter gesagt als getan. Man macht sich keine Vorstellung davon, wie viele Gummibänder es in einer Bibliothek gibt! Wir alle räumten unsere Gummibänder weg, doch das zeigte keinerlei Wirkung.

Gummibänder sind ganz schön raffinierte Biester. Sie rutschen unter Computertastaturen und kriechen in Bleistifthalter. Sie fallen unter den Tisch und verstecken sich zwischen den Kabeln. Eines Abends erwischte ich Dewey dabei, wie er zwischen den Papieren auf einem Schreibtisch nach ihnen suchte. Jedes Mal, wenn er ein Blatt zur Seite schob, kam ein Gummiband zum Vorschein.

»Auch die, die irgendwo herumliegen, müssen weg«, erklärte ich auf der nächsten Versammlung. »Lasst uns mal alle Schreibtische aufräumen und die Gummibänder wegsperren. Vergesst nicht, Dewey kann Gummi *riechen*.«

Nach nur wenigen Tagen sah das Gemeinschaftsbüro ordentlicher aus als je zuvor. Also verlegte sich Dewey darauf, die Gummibänder zu mopsen, die auf dem Ausgabetisch lagen. Wir sperrten sie in eine Schublade. Er fand auch die Gummibänder beim Kopierer. Die kamen in eine andere

Schublade. Von nun an würden die Besucher nach Gummibändern fragen müssen. Ich fand, das sei zumutbar, zumal wir es für eine Katze taten, die ihnen so viel Freude schenkte.

Allmählich zeigte unsere Gummiband-Aktion erste Wirkung. Zwar fand ich in der Katzenstreu immer noch Gummibänder, doch waren es wesentlich weniger geworden. Gleichzeitig wurde Dewey immer dreister. Jedes Mal, wenn ich ein Gummiband aus einem Versteck zog, beobachtete er mich.

»Du musst ja ganz schön verzweifelt sein!«

Sobald ich das Gummiband auf der Tischplatte ablegte, vollführte Dewey einen Fangsprung. Ich schob ihn zur Seite. Er blieb auf dem Tisch sitzen und wartete auf seine Chance.

»Nein, dieses Mal nicht, Dewey«, sagte ich grinsend. Ich muss zugeben, das Spiel machte mir Spaß.

Dewey wurde immer raffinierter. Er wartete, bis man ihm den Rücken zukehrte und sprang dann mit einem Satz auf das Gummiband, das unschuldig auf dem Schreibtisch lag. Es hatte nur fünf Minuten dort gelegen.

Menschen vergessen, Katzen nicht. Dewey merkte sich jede Schublade, die einen Spalt weit offen stand und kehrte in der Nacht zurück, um sich hineinzuzuquetschen. Den Inhalt der Schublade brachte er nie in Unordnung. Am nächsten Morgen waren einfach nur die Gummibänder verschwunden, die sich darin befunden hatten.

Eines Nachmittags ging ich an unserem großen, deckenhohen Vorratsschrank vorbei. Ich dachte an etwas anderes und bemerkte die offene Tür nur aus dem Augenwinkel.

»Moment mal! Habe ich da gerade etwas gesehen ...?«

Ich drehte mich um und ging zum Schrank zurück. Und natürlich saß da Dewey auf einem Regalbrett. Aus seinem Maul hing ein großes Gummiband.

Du kannst mich nicht aufhalten! Das hier wird mir eine ganze Woche lang reichen!

Ich musste lachen. Im Großen und Ganzen war Dewey das artigste Kätzchen, das ich je gesehen hatte. Er warf nie Bücher oder ausgestellte Gegenstände von den Regalen. Wenn ich ihm etwas verbot, hörte er meistens damit auf. Er war zu den Angestellten und zu den Besuchern gleichermaßen lieb. Für eine junge Katze war er wirklich sehr ruhig. Nur wenn es um Gummibänder ging, war er unverbesserlich. Er würde alles tun, um ein Gummiband zwischen die Zähne zu bekommen.

»Bleib so, Dewey«, sagte ich zu ihm und legte die Sachen ab, die ich gerade mit mir herumgetragen hatte. »Ich will nur ein Foto machen.«

Doch als ich mit der Kamera zur Stelle war, waren Kater und Gummiband verschwunden.

»Vergewissert euch bitte, dass alle Schränke und Schubladen geschlossen sind«, erinnerte ich die anderen.

Dewey hatte eine Schwäche dafür, sich in Schränken einschließen zu lassen, und dann denjenigen anzuspringen, der den Schrank öffnete. Wir überlegten lange, ob er sich aus Versehen oder mit Absicht einsperren ließ, aber Dewey machte es ganz offensichtlich Spaß.

Einige Tage später lag ein Stapel loser Karteikarten auf meinem Schreibtisch. Bisher hatte sich Dewey noch keine Gummibänder geholt, die etwas zusammenhielten, doch ab jetzt biss er sie jede Nacht durch. Obwohl wir ihn in die Enge getrieben hatten, war er – wie immer – auch jetzt noch ausgesprochen rücksichtsvoll: Die Karteikarten lagen perfekt übereinander. Keine einzige ragte aus dem Stapel heraus.

Von da an legten wir auch die Karteikarten in die Schubladen und schoben diese sorgfältig zu.

Nach neun Monaten konnte man in der Stadtbibliothek von Spencer einen ganzen Tag verbringen, ohne ein einziges Gummiband zu sehen. Es gab sie zwar noch, aber sie wurden an Orten verwahrt, wo sie nur für Lebewesen mit Fingern zugänglich waren. Wir hatten eine sehr effektive

Bereinigungsaktion durchgeführt. Es gab nur noch ein Problem: Dewey verspeiste weiterhin Gummibänder.

Ich stellte ein Ermittlungsteam zusammen. Wir brauchten zwei Tage, um Deweys letzte Gummibandquelle zu entdecken: den Kaffeebecher auf Mary Walks Schreibtisch.

»Mary«, sagte ich und blätterte in einem Notizbuch wie der Inspektor in einem Fernsehkrimi, »wir haben Grund zur Annahme, dass die Gummibänder aus deinem Kaffeebecher stammen.«

»Das ist nicht möglich. Ich habe Dewey nie in der Nähe meines Schreibtischs gesehen.«

»Beweise deuten darauf hin, dass der Verdächtige deinen Schreibtisch absichtlich meidet, um uns auf eine falsche Spur zu locken. Wir haben Grund zur Annahme, dass er sich dem Becher nur nachts nähert.«

»Was denn für Beweise?«

Ich zeigte auf die am Boden verstreut liegenden Gummibandstückchen. »Er zerkaut sie und würgt sie wieder heraus. Sie sind sein Frühstück. Ich glaube, weitere Erklärungen kann ich mir sparen.«

Mary schauderte es bei dem Gedanken, dass die Gummistückchen zu ihren Füßen in den Magen einer Katze und wieder daraus hinausgewandert waren. Dennoch war sie noch nicht ganz überzeugt.

»Der Becher ist 15 Zentimeter tief. Er ist voll mit Büroklammern, Heftklammern und Stiften. Wie kann er die Gummibänder herausangeln, ohne den Becher umzukippen?«

»Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Und seit sich der Verdächtige hier aufhält, hat er gezeigt, dass er einen starken Willen besitzt.«

»Aber hier drin sind nur ganz wenige Gummibänder. Es kann nicht seine einzige Quelle sein!«

»Wie wäre es mit einem Experiment? Du stellst den Becher in einen Schrank und wir werden sehen, ob er am nächsten Morgen immer noch Gummibänder herauswürgt.«

»Aber auf diesem Becher sind die Fotos meiner Kinder!«

»Einspruch stattgegeben. Dann nehmen wir einfach die Gummibänder heraus.«

Stattdessen entschloss sich Mary, den Becher mit einem Deckel zu verschließen. Am folgenden Morgen lag der Deckel auf der Tischplatte und wies am Rand Bissspuren auf. Es bestand kein Zweifel mehr: Die Gummibänder waren aus dem Becher. Die Gummis wurden ab sofort in eine Schublade verbannt. Bequemlichkeit wurde einem höheren Zweck geopfert.

Es sollte uns nie gelingen, Dewey vollständig von seiner Gummibandsucht zu heilen oder auch nur alle Quellen versiegeln zu lassen. Gelegentlich verlor er für einige Zeit das Interesse an ihnen, bis es dann nach Monaten oder auch Jahren neu erwachte. Alles in allem war es mehr ein Spiel als ein Krieg, ein Wettstreit zwischen Köpfchen und starkem Willen. Wir hatten Köpfchen und Dewey den Willen. Und außerdem hatte er auch noch diese ausgezeichnete, auf Gummi geeichte Nase.

Beste Freunde



Man darf das nicht überbewerten: Gummibänder waren für Dewey nicht mehr als ein Hobby. Katzenminze und Schachteln waren ein netter Zeitvertreib. Deweys wahre Leidenschaft galt aber den Menschen, und es gab nichts, was er für sein begeistertest Publikum nicht getan hätte.

Ich weiß noch, wie ich eines Morgens am Ausgabebetisch stand und mich mit Doris unterhielt, als ein kleines Mädchen an uns vorbeiwackelte. Sie musste erst vor Kurzem Laufen gelernt haben, denn sie hatte Mühe, ihr Gleichgewicht zu halten und ihre Schritte waren ungleich lang. Dass sie dabei Dewey fest an ihre Brust drückte, machte die Sache gewiss nicht einfacher. Sein Hinterteil und sein Schwanz verdeckten ihr die Sicht und sein Kopf hing nach unten, in Fußbodennähe. Doris und ich verstummten und sahen verblüfft zu, wie die Kleine mit einem breiten Lächeln quer durch die Bücherei stapfte.

»Unglaublich«, sagte Doris.

»Ich sollte etwas unternehmen«, sagte ich, doch ich tat es nicht. Ich wusste, dass Dewey die Situation unter Kontrolle hatte. Er konnte auf sich selbst aufpassen.

Außerdem hatte er schon längst die gesamte Bücherei um den Finger gewickelt. Wenn unsere Stammesbesucher nicht von ihm begrüßt wurden, gingen sie ihn mittlerweile suchen. Denn das ist der feine Unterschied zwischen einer Katze und einem Hund: Ein Hund kommt zu einem, eine Katze wartet, bis man zu ihr kommt.

Die Leute suchten erst auf Höhe des Fußbodens nach Dewey, weil er sich vielleicht hinter einer Ecke versteckte. Dann schauten sie hoch zu den obersten Regalbrettern.

»Ach, Dewey, wie geht es dir? Ich hatte dich zuerst gar nicht gesehen«, sagten sie und reckten sich, um ihn zu streicheln.

Dewey streckte ihnen nur den Kopf hin. Doch sobald sie nicht mehr an ihn dachten und mit Lesen beschäftigt waren, sprang er auf ihren Schoß. Und dann sah ich sie immer lächeln.

Am Ende von Deweys erstem Jahr erzählten mir Dutzende von Lesern: »Ich weiß, dass Dewey zu jedem freundlich ist, doch er und ich haben ein ganz besonderes Verhältnis zueinander.«

Ich lächelte und nickte.

Das stimmt, meine Liebe, dachte ich. Du und jeder andere, der in diese Bücherei kommt.

Deweys wahre Lieblinge aber waren die Kinder. Wenn man verstehen wollte, welche Wirkung Dewey auf die Stadt hatte, brauchte man sich nur die Kinder anzuschauen: Ihr Lächeln, wenn sie die Bücherei betraten, die Freude, mit der sie nach ihm riefen und ihn suchten, und ihre Aufregung, wenn sie ihn gefunden hatten.

Die Kinder wollten von ihm beachtet werden. Man merkte es besonders in der Vorlesestunde. Jeden Dienstagvormittag wurde das Gemurmel der aufgeregten Kinder im Runden Zimmer, in dem die Vorlesestunde stattfand, früher oder später vom Ruf »Dewey ist da!« unterbrochen. Dann sausten die Kinder auf Dewey zu und versuchten, ihn alle gleichzeitig zu streicheln.

»Wenn ihr euch nicht hinsetzt und still seid«, ermahnte sie dann unsere Kinderbibliothekarin Mary Walk, »muss Dewey wieder gehen.«

Sofort wurde es im Zimmer merklich leiser. Die Kinder setzten sich wieder und gaben sich alle Mühe, sich trotz ihrer Begeisterung zu beherrschen. Wenn sie sich einigermaßen beruhigt hatten, schlängelte sich Dewey an allen vorbei und berührte kurz jedes Kind, was zu allgemeinem Gekicher führte. Manche Kinder versuchten, ihn festzuhalten und flüsterten: »Setz dich zu mir, Dewey! Setz dich zu mir!«

»Kinder, bitte seid leise!«

»Ja, Mary«, antworteten die Kinder.

Dewey wusste, dass er es nicht zu weit treiben durfte. Er brach seine Wanderung ab und setzte sich auf einen Schoß. Er ließ nicht zu, dass die Kinder ihn festhielten. Er war derjenige, der sich jemanden aussuchte. Und jede Woche war es ein anderes Kind. Sobald er sich für einen Schoß entschieden hatte, blieb Dewey gewöhnlich die ganze Stunde lang ruhig sitzen. Es sei denn, es wurde ein Film gezeigt. Dann nämlich sprang er auf einen Tisch, faltete die Pfoten unter seinem Körper und sah interessiert auf den Bildschirm oder die Leinwand. Sobald der Nachspann begann, sprang er gelangweilt vom Tisch. Bevor die Kinder auch nur fragen konnten: »Wo ist Dewey?«, war er schon verschwunden.

Dewey eroberte sogar die Herzen der älteren Kinder. Die Mittelschule von Spencer befand sich genau gegenüber der Bibliothek und ungefähr 50 Schüler blieben nach der Schule immer für ein paar Stunden bei uns, solange ihre Eltern noch beim Arbeiten waren. An den Tagen, an denen sie nachmittags wie ein Hurrikan hereinstürmten, ging Dewey ihnen aus dem Weg, und besonders den Rowdys, die fanden, Katzen seien nicht cool. Wenn sie aber ruhiger waren, mischte sich Dewey durchaus unter sie.

Unser Kater hatte unter den Mittelschülern viele Freunde. Sie streichelten ihn und spielten mit ihm. Zum Beispiel rollten sie für ihn Bleistifte über den Tisch und freuten sich an seinem überraschten Gesichtsausdruck, wenn die Stifte verschwanden, weil sie auf den Boden fielen.

Ein Mädchen ließ aus ihrem Jackenärmel einen Stift herauslugen. Dewey jagte dann den Stift den Ärmel hinauf und weil es ihm in dem engen, dunklen Ärmel gut gefiel, machte er darin anschließend oft ein Nickerchen. Dann ragte nur noch sein Kopf aus dem Ärmel, wie eine Bratwurst aus einem Brötchen.

Es gab aber auch ein Kind, das Dewey aus dem Weg ging. Als Dewey zu uns kam, war sie vier. Ihre Mutter nahm sie und ihren älteren Bruder einmal in der Woche mit in die Bücherei. Ihr Bruder liebte Dewey, aber das kleine Mädchen war immer nervös und angespannt, sobald der Kater in die Nähe kam. Eines Tages vertraute die Mutter mir an, dass ihre Tochter sich vor allen vierbeinigen Tieren fürchtete, besonders vor Katzen und Hunden.

Was für eine Gelegenheit! Ich wusste, dass Dewey diesem Mädchen helfen konnte, ihre Angst zu überwinden. Ich schlug vor, das Kind behutsam an ihn zu gewöhnen: Zuerst sollte es Dewey nur durch eine Glasscheibe hindurch anschauen, später könnte es Begegnungen unter Aufsicht geben.

»Das ist der richtige Job für unseren freundlichen, liebenswerten Dewey«, erklärte ich der Mutter.

Ich hatte mich in das Projekt etwas hineingesteigert und auch schon Bücher herausgesucht, die der Kleinen helfen sollten, ihre Angst zu überwinden.

Ihre Mutter ließ sich von meinen Theorien jedoch nicht überzeugen. Ich richtete mich nach ihren Wünschen. Wenn das Mädchen vor der Tür stand und der Bibliothekarin am Ausgabetisch zuwinkte, suchten wir nach Dewey und sperrten ihn in mein Büro. Dewey hasste es, eingeschlossen zu werden, besonders wenn Besucher da waren.

Ihr braucht mich nicht einsperren, hörte ich ihn maunzen. Ich kenne sie! Ich werde mich von ihr fernhalten!

Ich schloss ihn nicht gerne ein und es tat mir leid, dass er diesem Kind nicht das Leben verschönern durfte. Aber was sollte ich tun? Ich wollte nichts erzwingen. Alles würde sich von alleine einrenken.

Mit diesem Gedanken im Hinterkopf plante ich eine kleine, schlichte Feier zu Deweys erstem Geburtstag: Nur ein Kuchen aus Katzenfutter für Dewey und einen normalen für die Besucher. Wir kannten Deweys richtiges Geburtsdatum nicht, doch bei seiner ersten Untersuchung hatte Dr. Esterly ihn auf acht Wochen geschätzt. Zurückgerechnet müsste er Ende November zur Welt gekommen sein. Weil wir Dewey am 18. Januar gefunden hatten und der 18. also sein Glückstag sein musste, bestimmten wir den 18. November zu seinem offiziellen Geburtstag.

Eine Woche vor der Party legten wir eine Liste aus, in die sich alle eintragen konnten, die kommen wollten. Nach nur wenigen Tagen waren auf der Liste über hundert Unterschriften. In der folgenden Vorlesestunde malten die Kinder Bilder von Geburtstagskuchen aus. Vier Tage vorher hängten wir die Bilder an einer Wäscheleine hinter dem Ausgabertisch auf. Die Tageszeitung brachte einen Artikel über Dewey, und die ersten Geburtstagskarten trafen ein. Ich konnte es kaum glauben: Die Leute schickten einer Katze Geburtstagskarten!

An dem großen Tag selbst hüpfen die Kinder vor Aufregung auf und ab. Eine andere Katze hätte das eingeschüchtert, doch Dewey war so ruhig wie immer. Anstatt aber wie sonst auf die Kinder einzugehen, ließ Dewey sein Geschenk nicht aus den Augen: einen Kuchen aus Katzenfutter in Form einer Maus. Die »Kuchenglasur« war nicht aus Puderzucker, sondern aus Jean Hollis Clarks Vollmilchjoghurt. (Magerjoghurt konnte Dewey nicht ausstehen.) Die Kinder freuten sich und kicherten. Sogar die Eltern, die weiter hinten standen, lächelten so fröhlich wie die Kinder.

WAS DEWEY MAG UND WAS DEWEY NICHT MAG

(AN DEWEYS ERSTEM GEBURTSTAG AM 18. NOVEMBER SCHRIEBEN WIR DIES AUF EIN ORANGEFARBENES POSTER.)

KATEGORIE	♥♥ +++++ ♥♥	✖✖-----✖✖
FUTTER	Purina Gourmet	Alles andere
SCHLAFPLATZ	jede Schachtel, jeder Schuß	alleine im Körbchen
SPIELZEUG	alles mit Katzenminze	reglose Dinge
TAGESZEIT	8 Uhr morgens, wenn alle kommen	wenn alle gehen
KÖRPERHALTUNG	auf dem Rücken liegen	langes Stehen
TEMPERATUR	warm, warm, warm	kalt, kalt, kalt
VERSTECK	hinter den Cowboyromanen auf unterstem Regalbrett	Eingangsbereich
BESCHÄFTIGUNG	Leute kennenlernen, den Kopierer beobachten	zum Tierarzt gehen
STREICHELN	auf dem Kopf, hinter den Ohren	am Bauch
GERÄTE	Kims Schreibmaschine, Kopierer	Staubsauger
TIERE	Dewey	-
KÖRPERPFLEGE	sich selbst die Ohren putzen	gekämmt werden
MEDIKAMENTE	Malzpaste gegen Haarballen	alles andere
SPIELE	verstecken, Stifte vom Tisch rollen	Ringkämpfe
LEUTE	fast jeden	gemeine Menschen
GERÄUSCHE	Öffnen von Futterdosen, Rascheln von Papier	laute Lastwagen, Baulärm, Gebell

Katzenbescherung



Kurz nach Deweys Geburtstag rückte das näher, was zu Deweys Lieblingsfest werden sollte: Weihnachten. Dazu muss man wissen, dass Weihnachten ein Fest war, das die Bürger von Spencer mit vielen gemeinsamen Aktionen feierten. Die Weihnachtszeit begann bei uns am ersten Dezemberwochenende mit einem Festumzug auf der Hauptstraße. Aus diesem Anlass wurde die Straße mit Lichterketten geschmückt und mit Weihnachtsmusik beschallt. Vor allem aber erschien der Weihnachtsmann höchstpersönlich, um die Wunschzettel der Kinder entgegenzunehmen (und er schaffte das sogar in den wirtschaftlich schwierigen Jahren). Die ganze Stadt war auf den Beinen, alle redeten und lachten durcheinander und umarmten sich, um sich gegenseitig zu wärmen. Die Geschäfte blieben lange auf, hatten ihre Auslagen weihnachtlich dekoriert und boten zusätzlich Kekse und heiße Schokolade an, die gegen die bittere Kälte helfen sollten.

In den Schaufenstern wurden während dieser Zeit »Lebende Bilder« gezeigt. Einwohner von Spencer setzten sich mit Kostümen in die Schaufenster und spielen bestimmte Szenen nach. Das *Parker Museum* stellte jedes Jahr »Weihnachten bei den Siedlern« dar. In anderen Fenstern wurden Weihnachtsszenen aus den 1950er-Jahren gezeigt, komplett mit Hula-Hop-Reifen und anderem typischem Spielzeug aus dieser Zeit. Es gab auch Fenster mit Krippenszenen oder voller Kinderspielzeug.

An der Ecke First Avenue und Fifth Street, am unteren Ende der Hauptstraße, fand der alljährliche Weihnachtsbaum-Schmückwettbewerb statt. Weil dies Deweys erstes Weihnachten war, hatte sich auch die Bücherei beteiligt. Unser Baum war natürlich mit Bildern von Dewey geschmückt. Außerdem hingen in seinen Ästen flauschige Plüschkätzchen und Girlanden aus rotem Wollfaden. Als Geschenke lagen unter dem Baum Bücher wie *Der Kater mit dem Hut* oder *Der gestiefelte Kater*, die mit schönen roten Schleifen verziert waren. Es gab keine offizielle Prämierung, aber ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass unser Baum in jenem Jahr der prachtvollste war.

Für Dewey begann die schönste Zeit am Montag nach dem Weihnachtsumzug, denn da holte ich immer den Weihnachtsschmuck aus dem Lagerraum. Cynthia Behrends und ich kamen an diesem Morgen früher, um unseren großen, künstlichen Tannenbaum aufzustellen und zu schmücken. Cynthia meldete sich immer freiwillig, wenn Hilfe gebraucht wurde, aber dieses Mal ahnte sie nicht, worauf sie sich eingelassen hatte. Denn als wir den langen, schmalen Karton mit dem Plastikbaum vom obersten Regalbrett herunterholten, hatten wir Gesellschaft.

»Dewey ist heute Morgen ziemlich aufgeregt«, stellte sie fest. »Irgendwie scheint ihm dieser Karton zu gefallen.«

»Vielleicht mag er auch den Geruch von Plastik.«

Ich konnte sehen, wie seine Nase neunzig Gerüche in der Minute einsog und sich seine Gedanken geradezu überschlugen.

Kann es sein, dachte er bestimmt, *dass Vicki tatsächlich das größte und am köstlichsten duftende Gummiband all die Monate versteckt gehalten hat?*

Als wir den Baum aus seiner Verpackung zogen, sah ich, wie Dewey förmlich der Unterkiefer herunterklappte.

Es ist kein Gummiband. Es ist noch viel, viel besser!

Dewey sprang jeden Ast an, den wir hervorholten. Er wollte an jedem Plastikteil riechen, es mitnehmen und darauf herumkauen.

»Dewey, gib das sofort zurück!«, schimpfte ich.

Er würgte ein paar Plastiktannennadeln hoch und spuckte sie auf den Fußboden. Als Cynthia den nächsten Ast herausziehen wollte, sprang er in den Karton.

»Sofort raus da, Dewey!«

Cynthia zog ihn heraus, doch eine Sekunde später war er wieder drin. An seiner Nase klebte eine Plastiktannennadel. Dann verschwand sein Kopf in der Verpackung.

»Nein, Dewey, so geht das nicht. Willst du mich denn nicht den Rest vom Baum rausholen lassen?«

Die Antwort war offenbar nein, denn Dewey rührte sich keinen Millimeter.

»Es reicht, Dewey, raus da! Raus!«, sagte Cynthia und packte sein Hinterteil. »Du wirst dir noch ein Auge ausstechen.«

Dewey gab nach und sprang rückwärts, vergrub sich aber gleich darauf unter den am Boden liegenden Ästen.

»Da brauchen wir ja den ganzen Tag«, klagte Cynthia.

»Ja, so sieht es aus«, erwiderte ich.

Während Cynthia die letzten Äste hervorholte, begann ich den Baum zusammenzustecken. Dewey schlich um mich herum und ließ mich nicht aus den Augen. Hin und wieder wagte er einen kleinen Vorstoß, um zu schnüffeln und zu kosten, dann sprang er wieder zurück. Der arme Kater sah aus, als würde er vor Aufregung gleich platzen.

Beeilt euch, ich will auch mal dran sein!

So glücklich hatte ich ihn das ganze Jahr über noch nicht gesehen.

»Oh nein, Dewey, nicht schon wieder!«

Doch Dewey hüpfte abermals in den Weihnachtsbaumkarton. Dieses Mal verschwand er ganz darin und nach wenigen Sekunden schaukelte der Karton hin und her. Dann machte Dewey eine Pause, steckte den Kopf heraus und sah sich um. Er fixierte den halb zusammengebauten Baum und hechtete auf die unteren Äste zu.

»Sieht ganz so aus, als hätte er ein neues Spielzeug gefunden.«

»Ich finde, es sieht eher so aus, als hätte er sich frisch verliebt«, entgegnete ich, während ich die oberen Äste in die Löcher im Stamm steckte.

Es stimmte. Dewey liebte diesen Weihnachtsbaum. Er liebte den Geruch, den Geschmack und wie sich der Baum anfühlte. Sobald ich den Baum fertig zusammengebaut und ihn neben den Ausgabetisch gestellt hatte, setzte er sich darunter.

Der gehört jetzt mir, schien er zu sagen und ging einige Male um den Baum herum. *Und jetzt lasst uns bitte allein. Vielen Dank.*

»Tut mir leid, Dewey. Wir sind noch nicht fertig. Wir müssen ihn noch schmücken.«

Wir öffneten die Schachteln mit dem Weihnachtsschmuck: Lametta, kleine Engelanhänger, Weihnachtsmänner, Schleifen, glitzernde Weihnachtskugeln. Im nächsten Augenblick kletterte

Dewey in den Schachteln herum und schien zu überlegen, was wir wählen sollten. Dann wuselte er um unsere Füße und spielte mit unseren Schnürsenkeln. Anschließend legte er sich unter den Baum, wie um dessen köstlichen Duft zu genießen. Und kurz darauf war er verschwunden.

»Was ist das für ein Rascheln?«

Auf einmal sauste eine Plastiktüte an uns vorbei. Dewey hatte sich in einer der Tüten verfangen, die wir zum Aufbewahren des Weihnachtsschmuckes verwendet hatten. Er raste in die andere Ecke des Raums und kam dann wieder auf uns zu.

»Fang ihn!«

Dewey wich aus und rannte weiter. Die Tüte hing ihm immer noch um den Hals. Kurz darauf flitzte er zurück. Cynthia blockierte die Eingangstür, ich stellte mich vor den Ausgabetisch. Dewey rannte zwischen uns hindurch. An seinen Augen konnte ich erkennen, dass er nicht mehr ganz bei sich war. Er wusste nicht, wie er die Plastiktüte loswerden sollte. Sein einziger Gedanke war: »Ich muss weiterrennen, um das Plastikungeheuer abzuhängen.«

Bald versuchten wir zu viert oder zu fünft, ihn einzufangen, doch er wich uns ständig aus. Es machte es natürlich nicht besser, dass wir dabei alle furchtbar lachen mussten.

»Tut uns leid, Dewey, aber du musst zugeben, dass es lustig aussieht.«

Schließlich trieb ich ihn in eine Ecke. Obwohl er in seiner Panik versuchte, sich aus meinem Griff herauszuwinden, konnte ich ihn von der Tüte befreien. Sofort ging Dewey zu seinem neuen Freund, dem Weihnachtsbaum, und begann, sich unter dessen Ästen ausführlich zu putzen. Das würde zweifellos einen Haarballen geben, aber wenigstens hatten wir wieder etwas dazugelernt: Wir mussten alle Plastiktüten aus Deweys Reichweite entfernen.

Nachdem der Baum aufgestellt und geschmückt war, wurde es Zeit für die Geschenke. Jedes Jahr erhielten die Bibliothekarinnen von dankbaren Lesern kleine Aufmerksamkeiten. Insgesamt kam einiges an Keksen und Pralinen zusammen. Doch unser kleiner Berg von Süßigkeiten war winzig im Vergleich zu Deweys Gebirge aus Bällen, Leckerbissen und Spielzeugmäusen. Es waren einige tolle Katzenspielsachen darunter und sogar Selbstgebasteltes. Doch Deweys neues Lieblingsspielzeug war kein Geschenk, sondern ein Knäuel rotes Garn, das er in einer der Weihnachtsschmuckschachteln gefunden hatte.

Rasch wurde das Knäuel zu Deweys ständigem Begleiter. Er kickte es durch die Bibliothek, bis etwas Garn vom Knäuel abgewickelt war. An diesem wurde dann gezerrt und gezogen, bis Deweys ganzer Körper mit Garn umwickelt war. Mehr als einmal wurde ich beinahe von einem Kater über den Haufen gerannt, der mit rotem Garn an den Beinen und dem Knäuel im Schlepptau durch die Bücherei galoppierte. Eine Stunde später lag er dann erschöpft unter dem Weihnachtsbaum und umklammerte mit allen vier Pfoten seinen roten Liebling.

Über die Weihnachtsfeiertage blieb die Bücherei drei Tage lang geschlossen und ich nahm Dewey mit nach Hause. Wir verbrachten Weihnachten zusammen, aber ich schenkte ihm nichts. Nach gut einem Jahr brauchte unsere Freundschaft keine Geschenke mehr. Wir mussten einander nichts mehr beweisen.

Alles, was sich Dewey von mir wünschte, waren täglich ein paar Stunden meiner Zeit, und mir ging es mit ihm genauso. Und das schenkten wir uns auch – an unserem ersten gemeinsamen Weihnachten und an jedem der folgenden.

Warum Dewey für uns so wichtig war



Ich bin auf einer Farm aufgewachsen und als Kind kam mir die nahe gelegene Stadt Moneta groß vor. Sie hatte nur 500 Einwohner, aber eine Tankstelle, ein Tanzlokal, ein Restaurant und einen Gemischtwarenladen, in dem wir Kinder immer fasziniert vor dem Ladentisch mit den bunten Bonbongläsern standen. Es gab eine wundervolle Schule und einen Baseballplatz. Wir hatten sogar Bienen: Eine Familie besaß sechzig Bienenvölker und ihr Honig war in vier Countys berühmt, sodass wir glaubten, die ganze Welt kenne ihn.

Und was ist aus Moneta geworden? Es ist verschwunden! Die Stadt wurde nicht einfach nur verlassen, sondern sie verschwand komplett – so als wären die Häuser weggelaufen. Es gibt immer noch eine Abzweigung, an der eine Asphaltstraße in einen ungeteerten Weg übergeht, aber es gibt keine Stadt mehr. Es blieben etwa zehn Häuser übrig, aber keine Geschäfte. Und viele Gebäude wurden abgerissen, um für Maisfelder Platz zu machen.

Auch unsere Farm gibt es nicht mehr. Wir konnten sie nicht länger halten und mein Vater verkaufte sie an einen Nachbarn. Dieser Nachbar ließ unser Haus abreißen und die Bäume fällen und verwandelte alles in Ackerfläche. Er begradigte sogar unseren Bach. Wenn ich jetzt dorthin fahre, erkenne ich nichts mehr. Der erste Meter unserer ungeteerten Einfahrt ist alles, was von meiner Kindheit übriggeblieben ist.

Für Iowa ist das nichts Ungewöhnliches. Es ist schön, hier zu leben, aber auch hart. Es gibt Hügel, aber keine Berge. Es gibt Flüsse und Bäche und nördlich von Spencer auch ein paar Seen. Es gibt hier nicht viel mehr als den fruchtbaren schwarzen Boden und die schnurgeraden Straßen. Und wenn etwas schiefläuft, gibt es nicht viele Möglichkeiten, es wieder zu richten. Wenn die einzige Fabrik abbrennt, wenn die Ernte schlecht ausfällt oder die Bank pleitegeht, kann eine Stadt von der Landkarte verschwinden. Doch wir hätten uns nie träumen lassen, dass das auch mit Spencer geschehen könnte, obwohl die Zeiten schlecht waren.

Ich kannte Familien, denen es nicht gut ging. Die Eltern sprachen nie mit mir darüber und vermutlich erzählten sie es nicht einmal ihren besten Freunden. Denn so waren wir: Wir redeten nicht über unsere persönlichen Probleme.

Aber man sah es den Leuten an. Ein Junge hatte die zu klein gewordene Winterjacke vom letzten Jahr an. Seine Mutter sah man zuerst ohne Make-up und dann ohne ihren Schmuck. Der Junge liebte Dewey. Wenn er bei uns war, wich er ihm nicht von der Seite. Seine Mutter freute sich immer, wenn sie die beiden zusammen spielen sah. Ab Oktober kamen der Junge und seine Mutter nicht mehr zu uns. Später fand ich heraus, dass die Familie weggezogen war. Und sie waren nicht die Einzigen.

Ende der 1980er Jahre sank die Bevölkerung von Spencer von 11 000 auf 8000. Auf der Suche nach Arbeit verließen die Leute das County oder sogar den Bundesstaat. Und die Arbeitsplätze in

Spencer reichten immer noch nicht für die, die geblieben waren. Dennoch verzweifelten wir nicht, denn Spencer hatte schon Schlimmeres erlebt. Am 27. Juni 1931 hatte ein achtjähriger Junge draußen vor Otto Bjornstadts Laden eine Wunderkerze angezündet. Jemand schrie auf, der Junge erschrak und ließ die Wunderkerze auf Feuerwerkskörper fallen, die vor dem Nationalfeiertag am 4. Juli verkauft werden sollten. Die Raketen explodierten. Vom Nordwind angefacht, breiteten sich die Flammen quer über die Straße aus. Innerhalb von Minuten brannten die Gebäude auf beiden Seiten der Hauptstraße. Sogar der Straßenbelag fing Feuer. Am Abend waren 36 Gebäude verbrannt, in denen 72 Geschäfte, Büros und Werkstätten untergebracht gewesen waren – mehr als die Hälfte der Unternehmen von Spencer.

Der Anblick der glimmenden Trümmer ihrer geliebten Stadt muss für die Menschen furchtbar gewesen sein. Aber sie machten sich sofort alle wieder an die Arbeit. Nach nur zwei Tagen hatten sich die Unternehmen in Garagen und Scheunen eingerichtet, und innerhalb eines Jahres waren die abgebrannten Gebäude von Spencer größer und schöner wieder aufgebaut. Das nennen wir hier Fortschritt. Wenn etwas Schlimmes passiert, beklagen wir uns nicht, sondern nutzen die Gelegenheit, Dinge zu verbessern.

Und das geschah auch in diesen schweren Zeiten in den 1980er Jahren, als immer mehr Geschäfte schlossen und es so aussah, als müsste Weihnachten ausfallen. Doch anstatt zu jammern, konzentrierten wir uns auf die Verbesserungen. Die Leute arbeiteten noch mehr. Parks wurden angelegt, Bürgersteige instand gesetzt und Straßenlampen repariert. Das ehemals beste Hotel der Stadt, das geschlossen worden war, wurde renoviert und neu eröffnet.

Als Leiterin der Stadtbibliothek wollte auch ich einen Beitrag leisten. Ich hatte vor, die Bücherei zu renovieren. Mir war klar, dass sie nicht nur ein Ort war, an dem Bücher aufbewahrt wurden, sondern auch ein Treffpunkt für die Bürger. Eine angenehme Atmosphäre in der Bücherei würde den Bürgern helfen, sich in ihrer Stadt wohlfühlen. Nachdem ich zur Leiterin ernannt worden war, beantragte ich Geld für die Neugestaltung, und weil der Stadtrat die Entscheidungen fällte, musste ich dort immer und immer wieder vorsprechen.

»Geld für die Bücherei?« Sie lachten. »Aber wir haben doch schon genug Bücher.«

»Die Bücherei ist kein Lagerraum«, erklärte ich ihnen. »Sie ist ein Gemeindezentrum. Wir haben Konferenzräume, Vorlesestunden und Computer. Es ist schön, wenn die Bürgersteige gepflastert werden, aber durch gepflasterte Bürgersteige entsteht kein Gemeinschaftsgefühl. Durch eine schöne Bücherei schon eher. Wäre es nicht toll, wenn wir eine Bücherei hätten, auf die wir stolz sein können?«

»Also, ehrlich gesagt«, wurde mir geantwortet, »verstehen wir nicht, warum eine hübsche Bücherei etwas verbessern sollte.«

Und dann kam Dewey und veränderte alles. Ich hatte mir eine gemütlichere Bücherei gewünscht. Durch Dewey wurde sie zu einem Zuhause. Ich hatte mir gewünscht, dass die Leute öfter in die Bücherei kämen und dort mehr Zeit verbrächten. Dank Dewey kamen mehr Leute, die länger blieben. Sie schienen zufriedener, wenn sie gingen, und nahmen diese Zufriedenheit mit nach Hause, mit in die Schule und mit an ihren Arbeitsplatz.

Und die Leute unterhielten sich über Dewey.

»Ich war in der Bücherei«, würde jemand sagen.

»War Dewey da?«

»Natürlich.«

»Hat er auf deinem Schoß gesessen? Er sitzt immer bei meiner Tochter auf dem Schoß.«

»Also, ich wollte mir gerade ein Buch oben aus einem Regal holen, und anstatt des Buchs erwischte ich Dewey. Ich bin darüber so erschrocken, dass ich das Buch fallen ließ – direkt auf meine Zehen.«

»Und was hat Dewey gemacht?«

»Er hat gelacht.«

»Wirklich?«

»Nein, aber ich musste lachen.«

Die Bücherei wurde nicht durch einen Umbau freundlicher, sondern durch einen Kater! Einen fantastischen, liebenswürdigen Kater, der jeden nett begrüßte. Das Geheimnis von Deweys besonderem Charme war, dass er keine Lieblingsbesucher hatte. Er mochte jeden und jeder mochte ihn.

Irgendwann begannen auch die Stadträte zu merken, dass etwas anders geworden war, und änderten allmählich ihre Haltung. Durch Dewey wurde ihnen bewusst, dass die Bibliothek wirklich ein Ort der Begegnung war und dass eine gute Bücherei die Menschen mit Zufriedenheit und Stolz erfüllen konnte. Eines Tages stimmte der Stadtrat tatsächlich dem Umbau zu. Und das war einzig und allein Dewey zu verdanken.

Der Kater der Herzen



Wie veränderte Dewey die Bücherei? Natürlich indem er die Menschen veränderte, die sie besuchten. In der Bibliothek fand zum Beispiel jede Woche eine Vorlesestunde für die Kinder der Förderschule statt. Bevor Dewey zu uns kam, hatten es die Betreuer mit den Kindern nicht leicht gehabt. Die Vorlesestunde war für die Kinder *das* Ereignis der Woche. Vor lauter Aufregung schrien und kreischten sie und waren außer Rand und Band. Durch Dewey änderte sich das.

Die Kinder merkten bald, dass Dewey wieder ging, wenn sie zu laut waren oder sich zu wild aufführten. Da sie aber unbedingt wollten, dass Dewey bei ihnen blieb, wurden sie innerhalb von nur wenigen Monaten so ruhig, dass man kaum glauben konnte, immer noch dieselbe Schülergruppe vor sich zu haben.

Die meisten dieser Kinder waren körperlich behindert und konnten Dewey deshalb nicht richtig streicheln. Dewey machte das nichts aus. Solange sie ruhig blieben, verbrachte er die Stunde gerne bei ihnen. Er ging im Raum herum und strich an ihren Beinen vorbei. Zwischendurch sprang er auf einen Schoß. Die Kinder waren so auf ihn fixiert, dass sie gar nichts anderes mehr mitbekamen. Sie hätten nicht einmal gemerkt, wenn wir ihnen das Telefonbuch vorgelesen hätten.

Crystal war eines der am stärksten behinderten Mitglieder der Gruppe. Das hübsche, wohl ungefähr elf Jahre alte Mädchen konnte nicht sprechen und ihren Körper kaum kontrollieren. Sie saß in einem Rollstuhl, an dem vor ihr ein Holztablett angebracht war. Wenn sie in die Bücherei gebracht wurde, hing ihr Kopf nach vorne und sie starrte auf das Tablett. Das Ausziehen der Jacke ließ sie regungslos über sich ergehen. Es war, als sei sie gar nicht richtig da.

Dewey bemerkte Crystal schon bei der ersten Begegnung, aber zwischen den beiden entstand erst einmal keine Beziehung. Crystal schien nicht an unserem Kater interessiert zu sein und gleichzeitig gab es so viele andere Kinder, die sich bemühten, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Eines Tages aber sprang Dewey auf Crystals Rollstuhltischchen. Crystal schrie erschrocken auf. Sie kam schon seit Jahren in die Bücherei, aber wir hatten nicht einmal gewusst, dass sie Laute von sich geben konnte.

Von da an besuchte Dewey Crystal jede Woche und jedes Mal sprang er auf ihr Tablett. Crystal kreischte vor Vergnügen. Die Schreie, die sie ausstieß, waren laut und hoch, aber sie machten Dewey keine Angst. Dewey wusste, was sie bedeuteten. Er spürte ihre Aufregung, oder vielleicht bemerkte er auch die Veränderungen auf ihrem Gesicht. Immer wenn sie Dewey sah, strahlte Crystal und ihre Augen, die vorher so ausdruckslos gewesen waren, leuchteten.

Bald erwachte sie nicht erst aus ihrer Starre, wenn sie Dewey auf ihrem Tischchen sah, sondern bereits in dem Augenblick, in dem ihre Lehrerin den Rollstuhl in die Bücherei schob. Sobald sie Dewey sah, der gewöhnlich an der Eingangstür auf sie wartete, begann sie, Laute von sich zu geben: nicht mehr ihre hohen Schreie, sondern tiefere Töne. Ich glaube, dass sie Dewey rief. Dewey muss das auch so verstanden haben, denn wenn er sie hörte, kam er sofort zu ihr. Sobald der Rollstuhl

abgestellt worden war, sprang er auf ihr Tablett. Es machte Crystal so glücklich! Sie quietschte wieder und ein wunderbares Lächeln erhellte ihr Gesicht.

Meist führte die Lehrerin ihre Hand und half dem Mädchen, Dewey zu streicheln. Das Gefühl seines Fells an ihrer Hand löste noch lauterer und entzückteres Quietschen aus. Und ich bin mir ganz sicher, dass sie einmal dabei den Blick hob und mit mir Augenkontakt aufnahm. Sie war von Freude überwältigt und wollte diesen Augenblick mit jemandem teilen. Unglaublich, dass dies dasselbe Mädchen war, das jahrelang nicht einmal den Kopf gehoben hatte!

Bei einer Vorlesestunde nahm ich Dewey von Crystals Tischchen und steckte ihn vorne in ihre Jacke, die sie an diesem Tag anbehalten hatte. Sie kreischte nicht einmal, sondern sah ihn einfach nur andächtig an. Auch Dewey war glücklich. Er durfte sich an sie kuscheln, es war warm und er war mit jemandem zusammen, den er liebte. Er wollte gar nicht mehr aus ihrer Jacke heraus, sondern blieb zwanzig Minuten lang drin.

Die anderen Kinder liehen sich Bücher aus, während Dewey und Crystal im Rollstuhl sitzen blieben. Als die Kinder aus der Förderschule schon wieder abfahrbereit auf ihren Plätzen im Bus saßen, waren Dewey und Crystal immer noch dort, wo wir sie abgestellt hatten. Es war ein unvergleichlicher Moment.

Ich weiß nichts über Crystals Alltag. Keine Ahnung, wie sie sich fühlte, wenn man sie in die Welt mitnahm. Doch ich weiß, dass sie jedes Mal, wenn sie mit Dewey zusammen war, glücklich war. Und ich glaube, dass sie dann so vollkommene Freude empfand, wie sie nur wenige von uns kennen. Dewey wollte ihr diese Freude vermitteln und liebte sie dafür, dass ihm das gelang.

Deweys große Schwester



Es gab noch einen Menschen, dem Dewey half. Ja, richtig geraten, das war ich.

Ich hatte ein großartiges Leben, musste aber auch schwere Zeiten durchmachen. Nach der Schule konnte ich nicht aufs College gehen, sondern musste in einer Fabrik arbeiten. Ich hatte gesundheitliche Probleme. Im Alter von 30 Jahren kam meine Scheidung und damals konnte ich nicht einmal Auto fahren. Ob man es glaubt oder nicht: Das Schlimmste war für mich jedoch mitzuerleben, wie meine Tochter Jodi ein Teenager wurde.

Als Jodi noch klein war, war sie meine beste Freundin. Wir gingen mit unserer Promenadenmischung Brandy spazieren. Wir machten im Einkaufszentrum Schaufensterbummel (weil wir für echte Einkaufsbummel kein Geld hatten). Wir veranstalteten sogar Pyjama-Partys im Wohnzimmer und schauten zusammen *Der Zauberer von Oz* an – aus dem Land hinter dem Regenbogen, wo man tun kann, was man schon immer tun wollte. Der Film kam einmal im Jahr im Fernsehen. Damals gab es noch keine Video-Cassetten, DVDs oder Pay-TV-Kanäle, und deshalb war dies die einzige Möglichkeit, unseren Lieblingsfilm zu sehen. An dem Abend, an dem der Film ausgestrahlt wurde, veranstalteten wir vor dem Fernsehgerät ein Picknick und redeten hinterher die ganze Nacht darüber.

Sogar die zweistündige Autofahrt zu meinen Eltern in Hartley, Iowa, war ein Vergnügen. Jodi und ich lachten und sangen bei den kitschigen 70er-Jahre-Schnulzen von John Denver und Barry Manilow mit. Und dann spielten wir immer unser ganz besonderes Spiel. Ich fragte: »Wer ist der größte Mann, den du kennst?«

Jodi antwortete, und dann fragte sie: »Wer ist die stärkste Frau, die du kennst?«

Ich antwortete darauf und fragte: »Wer ist die lustigste Frau, die du kennst?«

So gingen die Fragen immer hin und her, bis mir nur noch eine einfiel: »Wer ist die klügste Frau, die du kennst?«

Jodi antwortete dann immer: »Du, Mami!«

Sie ahnte nicht, wie gern ich das hörte.

Dann wurde Jodi zehn Jahre alt und hörte auf, auf diese Fragen zu antworten. Als sie 13 war, zogen wir nach Spencer um. Danach durfte ich ihr keinen Gutenachtkuss mehr geben.

»Dafür bin ich jetzt zu alt, Mommy«, sagte sie eines Abends.

»Ich weiß«, erwiderte ich. »Du bist jetzt ein großes Mädchen.« Aber es brach mir das Herz.

Als Jodi 16 Jahre alt war, kam es mir so vor, als lebten wir in unterschiedlichen Welten. Es war nicht ihre Schuld. Ich weiß, dass so etwas oft passiert.

Aber dann kam Dewey. Dank Dewey hatte ich etwas zu erzählen, das Jodi interessierte. Ich erzählte ihr, was er angestellt hatte und wer in die Bücherei gekommen war, um ihn zu besuchen.

Meine Kolleginnen und ich wechselten uns ab, um Dewey am Sonntagmorgen zu füttern, wenn die Bücherei geschlossen blieb. Zwar gelang es mir nie, Jodi rechtzeitig für einen Besuch am

Sonntagmorgen aus dem Bett zu bekommen, aber wir fuhren oft am Sonntagabend, nach dem Abendessen bei meinen Eltern, in der Bücherei vorbei.

Wenn Jodi Dewey besuchen kam, war er jedes Mal völlig aus dem Häuschen. Der Kater hüpfte herum und sprang Salti rückwärts vom Buchregal, um meine Tochter zu beeindrucken.

Normalerweise begleitete Dewey niemanden auf einem Rundgang durch die Bücherei – nur Jodi und mich. Er war geradezu verrückt nach ihr. Auch wenn Jodi während der normalen Öffnungszeiten vorbeischaute, flitzte er sofort zu ihr hin. Es war ihm egal, ob andere das sahen: Wenn Jodi im Spiel war, war ihm nichts peinlich. Sobald sie sich irgendwohin setzte, sprang er auf ihren Schoß.

Wenn die Bücherei wegen Feiertagen länger geschlossen blieb, nahm ich Dewey stets mit nach Hause. Die ersten Minuten im Auto verbrachte er immer auf dem Wagenboden vor der Rückbank, weil er zuerst befürchtete, dass der Tierarzt Dr. Esterly unser Ziel sei. Doch sobald ich in die Eleventh Street einbog, sprang er hoch, um aus dem Fenster zu sehen. Kaum hatte ich die Tür geöffnet, flitzte er schon ins Haus, um alles ausführlich zu beschnuppern. Dann rannte er ungefähr hundert Mal die Kellertreppe hinunter und wieder hinauf. Von dieser Treppe konnte er nie genug kriegen!

Wenn er irgendwann müde war, ließ er sich neben mir auf dem Sofa nieder. Oder aber er setzte sich oben auf die Rückenlehne und starrte aus dem Fenster. Er wartete auf Jodi. Wenn sie nach Hause kam, machte er einen Satz und rannte zur Tür. Sobald sie im Haus war, klebte er an ihr, als sei er mit Klettband an ihr befestigt.

Er lief ständig zwischen ihren Beinen hindurch, sodass sie aufpassen musste, nicht über ihn zu stolpern. Wenn sie duschte, saß er im Badezimmer und starrte auf den Duschvorhang. Schloss sie die Tür hinter sich und kam sie nicht schnell genug wieder heraus, dann saß er maunzend davor. Sobald sie sah, sprang er auf ihren Schoß. Es war ihm völlig egal, ob sie am Esstisch saß oder auf der Toilette: Er sprang hinauf, knetete mit den Pfoten ihren Bauch und schnurrte, schnurrte und schnurrte.

Jodis Zimmer war das absolute Chaos. Wenn es um ihre äußere Erscheinung ging, legte meine Tochter Wert auf Perfektion. Jedes Haar war an seinem Platz. Sie bügelte sogar ihre Socken. Wer sie sah, hätte niemals vermutet, dass ihr Zimmer so chaotisch war wie der Unterschlupf eines Trolls. Schmutziges Geschirr und getragene Kleidungsstücke bedeckten den Fußboden und der Schrank war so vollgestopft, dass man die Tür nicht zubekam. Ich weigerte mich, hinter ihr herzuräumen, aber ich weigerte mich auch, mit dem Schimpfen aufzuhören. Ich benahm mich wie eine typische Mutter.

Doch Dewey machte das verwahrloste Zimmer nichts aus.

Da drinnen ist doch Jodi, sagte er mir mit einem letzten Blick, bevor er für die Nacht hinter ihrer Zimmertür verschwand. *Was spielt all das andere denn schon für eine Rolle?*

Manchmal rief mich Jodi, kurz bevor sie das Licht löschte, in ihr Zimmer. Ich ging rein und sah, wie Dewey ihr Kissen bewachte. Andere Male lag er genau auf ihrem Gesicht.

»Mmmm«, machte sie, während er sich über ihrem Mund wälzte, »ich kriege keine Luft mehr.«

Ich sah eine Sekunde lang hin und dann plötzlich ... bekamen Jodi und ich einen Lachanfall.

Versteckspiel



Abends, wenn die Besucher gegangen sind, wird eine Bibliothek zu einem sehr einsamen und stillen Ort mit vielen unheimlichen dunklen Ecken. Die meisten Bibliothekarinnen und Bibliothekare, die ich kenne, halten sich abends dort nicht gerne alleine auf. Ich dagegen blieb fast jeden Abend lange, nachdem die anderen gegangen waren, um zu arbeiten und hatte nie Angst. Ich war nicht wirklich allein, denn ich hatte ja Dewey.

Solange ich arbeitete, saß Dewey oben auf meinem Computer-Monitor und ließ lässig seinen Schwanz hin und her baumeln. Wenn ich zu tippen aufhörte, sprang er auf die Tastatur hinunter.

Jetzt ist Schluss, schien er damit sagen zu wollen. *Zeit zum Spielen!* Dewey hatte ein erstaunliches Gespür für den richtigen Augenblick.

»In Ordnung, Dewey«, sagte ich dann immer. »Du fängst an.«

Dewey spielte für sein Leben gern Verstecken, und kaum hatte ich das Signal gegeben, flitzte er auch schon um die nächste Ecke. Ziemlich oft entdeckte ich fast sofort irgendwo das Hinterteil einer langhaarigen, rot getigerten Katze. Dewey glaubte felsenfest, sobald er den Kopf in ein Buchregal steckte, könne man ihn nicht mehr sehen. Er schien immer zu vergessen, dass er ja noch einen Schwanz hatte.

»Ich frage mich, wo Dewey steckt«, sagte ich laut, während ich mich anschlich. »Buuuh!«, rief ich, sobald ich direkt hinter ihm stand, und er rannte in wilder Hast davon.

Mitunter fand er bessere Verstecke. Erfolglos suchte ich einige Regale ab und wenn ich mich dann umdrehte, stolzierte er mit diesem breiten Dewey-Grinsen auf mich zu.

Du hast mich nicht gefunden! Du hast mich nicht gefunden!

Gelegentlich rollte er sich an einem sehr engen Ort zusammen und gab keinen Mucks mehr von sich. Ich suchte erst fünf Minuten lang und begann dann, nach ihm zu rufen.

»Dewey! Dewey!«

Die dunkle Bücherei war mir manchmal doch ein bisschen unheimlich, aber ich stellte mir dann immer vor, dass sich Dewey irgendwo ganz in meiner Nähe versteckte und mich auslachte.

»Okay, Dewey, ich gebe auf. Du hast gewonnen!«

Keine Reaktion. Wo konnte der Kater nur sein? Als ich keine Lust mehr hatte, weiterzusuchen und mich umdrehte, stand er genau vor mir und schaute mich an.

»Ach, Dewey, du kluger Kater. Jetzt bin ich dran.«

Ich lief los und versteckte mich hinter einem Buchregal. Und dann gab es zwei Möglichkeiten. Entweder ich drehte mich um, sobald ich mein Versteck erreicht hatte und sah Dewey vor mir stehen, weil er mir gefolgt war.

Hab dich gefunden! Das war leicht.

Oder aber er rannte auf der anderen Seite um das Buchregal herum und war noch vor mir an meinem Ziel.

So, so, hier wolltest du dich also verstecken? Siehst du, ich habe es mir gleich gedacht!

Ich lachte dann und kralte ihn hinter den Ohren. »Fein, Dewey. Lass uns jetzt ein bisschen laufen.«

Wir liefen an den Regalen entlang und trafen uns an deren Enden, ohne uns wirklich zu verstecken oder zu suchen. Nach einer Viertelstunde hatte ich bei Spielen all meine Sorgen vergessen.

»So, Dewey, jetzt wird weitergearbeitet.«

Dewey beklagte sich nie, wenn ich unsere Spielzeit beendete. Ich setzte mich auf meinen Stuhl und er kletterte auf meinen Monitor und ließ seinen Schwanz vor dem Bildschirm hin und her schaukeln. Wenn ich wieder eine Ablenkung brauchen würde, würde er für mich da sein.

Ich muss gestehen, dass mir Dewey oft über schwere Zeiten hinweghalf. Er maunzte zwar nicht teilnahmsvoll, wenn ich weinte, aber meist war er einfach da, wenn ich ihn brauchte.

Dewey war ein sehr liebevoller Kater und nie abgeneigt, sich abends zum Abschied noch mal ordentlich knuddeln zu lassen. Aber er war eine Katze und brauchte auch seine Privatsphäre. Es war nicht so, dass er mich die ganze Zeit über mit Liebesbezeugungen überschüttete. Aber er spürte immer, wenn ich nicht allein sein wollte oder wann mir eine alberne Runde Versteckspielen guttun würde.

Dewey, der Gipfelstürmer



Endlich kam der Frühling nach Iowa. Das Braun in der Landschaft wurde allmählich zu Grün. Plötzlich mussten die Rasen wieder gemäht werden und die Bäume an der Hauptstraße bekamen neue Blätter. Draußen auf den Feldern schossen die jungen Pflanzen aus der Erde und alle, die viel Zeit mit dem Bestellen der Felder verbracht hatten, konnten endlich sehen, dass ihre Arbeit Früchte tragen würde. Die Luft wurde milder und die Kinder holten ihre Fahrräder wieder heraus. Und wir in der Bücherei machten uns an die Arbeit.

Nachdem wir ein Jahr lang alles geplant und besprochen hatten, konnten wir endlich mit der Umgestaltung der Bibliothek beginnen. Der erste Schritt bestand darin, die nackten Betonwände streichen zu lassen. Tony Joy, unser Maler und Ehemann unserer Kollegin Sharon, deckte die Bücher mit Planen ab und lehnte seine Leiter gegen ein Regal. Sein Auftrag bereitete ihm zunächst kein größeres Kopfzerbrechen – bis Dewey kam. Der Kater sah die Leiter und kletterte sofort hinauf.

»Schön, Dewey«, sagte Tony, »und jetzt gehst du wieder runter.«

Dewey beachtete ihn gar nicht. Er lebte jetzt schon über ein Jahr in der Bücherei, aber er hatte sie noch nie aus knapp 3,50 Metern Höhe gesehen. Er lief oben auf einem Regal entlang und war bald außer Reichweite.

Tony schob die Leiter ein Stück weiter. Dewey wich aus. Tony kletterte seine Leiter hoch, stützte sich mit einem Ellenbogen auf dem Regal ab und sah den dickköpfigen Kater an.

»Dewey, das ist keine gute Idee. Wenn ich diese Wand anmale und du daran vorbeistreichst, bekommt Vicki einen blauen Kater, und ich bin meinen Auftrag los.«

Dewey starrte ihn nur an.

»Dir ist das egal, nicht wahr?«

Wegen Dewey machte ich mir keine Sorgen. Er war der geschickteste Kater, den ich je erlebt hatte. Er konnte die Regalbretter entlangflitzen und sich an aufgestellten Büchern vorbeischlängeln, ohne auch nur ein Buch zu verschieben. Ich wusste, dass er oben auf dem Regal spazieren gehen konnte, ohne die frische Farbe zu berühren und dass er auch die Leiter hinauf- und hinunterklettern würde, ohne den Farbtopf umzuwerfen, der oben auf ihr stand. Ich war eher wegen Tony besorgt. Es war alles andere als leicht, seine Leiter mit dem König der Bücherei zu teilen.

»Also gut, ich werde es versuchen«, scherzte Tony, »aber machen Sie mir später keine Vorwürfe, wenn Sie dann einen blauen Kater haben.«

Innerhalb von wenigen Tagen wurden Tony und »Dewkster« zu dicken Freunden, denn so nannte Tony den Kater immer. Tony fand, Dewey sei ein zu niedlicher Name für unseren Macho-Kater. Er befürchtete sogar, die Straßenkatten aus der Gegend würden sich nachts vor dem großen Fenster versammeln, um Dewey wegen seines Namens aufzuziehen. Deshalb meinte Tony, Dewey heiße in Wirklichkeit gar nicht Dewey sondern »Duke« (= »Herzog«).

»Aber seine engsten Freunde dürfen ihn Dewkster nennen«, erklärte Tony mir.

Als Tony drei Wochen später mit den Malerarbeiten fertig war, war Dewey ein anderer Kater geworden. Vielleicht glaubte er inzwischen selbst, ein Herzog zu sein. Auf einmal reichte es ihm nicht mehr, gestreichelt zu werden und auf Schößen zu liegen. Er wollte nur noch forschen und klettern. Vor allem wollte er neue Regionen erkunden, in denen er herumklettern konnte. Wir nannten dies seine »Edmund-Hillary-Phase«, nach Sir Edmund Hillary, dem berühmten Bezwinger des Mount Everest. Dewey hörte mit dem Klettern nicht auf, bis er nicht seinen persönlichen Mount Everest bezwungen hatte. Er brauchte ungefähr einen Monat dazu.

»Habt ihr heute Vormittag Dewey schon gesehen?«, fragte ich eines Tages meine Kollegin Audrey Wheeler am Ausgabetisch. »Er hat heute noch nichts gefressen.«

»Nein, ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»Sag mir bitte, wenn er irgendwo auftaucht. Ich will nur sichergehen, dass er nicht krank ist.«

Fünf Minuten später rief Audrey nach mir. Sie stand mitten in der Bücherei, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und starrte nach oben. Dort oben, auf einer der Deckenleuchten, stand Dewey und sah zu uns herab. Als er merkte, dass wir ihn entdeckt hatten, zog er den Kopf zurück und versuchte sich zu verstecken. Während wir noch nach oben schauten, erschien sein Kopf einen Meter weiter links. Dann verschwand er und erschien wieder einen Meter weiter. Dewey hatte herausgefunden, wie er auf die Deckenleuchten kam und von Lampe zu Lampe klettern konnte. Ganz offensichtlich war er schon seit Stunden dort oben und beobachtete uns.

»Wie bekommen wir ihn da wieder runter?«

»Vielleicht sollten wir bei der Stadt anrufen«, schlug eine Bibliothekarin vor. »Sie könnten jemanden mit einer langen Leiter schicken.«

»Warten wir einfach ab«, widersprach ich. »Er kann dort oben keinen Schaden anrichten und irgendwann wird er schon Hunger bekommen und wieder herunterklettern.«

Eine Stunde später stolzierte Dewey in mein Büro. Er leckte sich noch die Lippen, was bedeutete, dass er sein Frühstück nachgeholt hatte. Dann sprang auf meinen Schoß. Ganz eindeutig war er von seinem neuen Spiel begeistert, wollte es aber nicht allzu deutlich zeigen. Doch ich merkte, dass er mich am liebsten gefragt hätte, wie mir seine Klettertour gefallen hatte.

»Ich möchte nicht darüber sprechen, Dewey.«

Er legte den Kopf schief.

»Ich meine es ernst.«

Wir brauchten ein paar Wochen, um herauszubekommen, wie er sein luftiges Ziel erreichte. Es war ziemlich raffiniert. Als Erstes sprang Dewey auf einen leeren Computertisch und von dem Tisch auf einen Aktenschrank. Von dort aus war es ein etwas weiterer Katzensprung auf den Raumteiler, der das Büro der Angestellten umgab. Hier konnte er sich hinter einem gequilteten Wandbehang verstecken, der die Geschichte der Stadt Spencer zeigte. Durch einen knapp anderthalb Meter weiten Sprung gelangte er von dort aus auf eine der Leuchten.

Natürlich hätten wir die Möbel umstellen können, aber uns war klar, dass er trotzdem einen Weg auf die Lampen gefunden hätte, jetzt, wo er auf den Geschmack gekommen war. Wenn Katzen etwas noch nicht entdeckt haben, ist es einfach, sie davon fernzuhalten. Wenn sie aber etwas entdeckt haben, ist es fast unmöglich, sie davon abzuhalten, dorthin zurückzukehren. Katzen sind alles andere als faul und geben sich alle erdenkliche Mühe, um das zu bekommen, was sie haben wollen.

Außerdem gefiel es Dewey dort oben auf den Deckenleuchten so gut. Er wanderte gerne von einem Ende zum anderen, bis er eine interessante Stelle fand. Dann legte er sich hin, ließ seinen Kopf über die Kante hängen und beobachtete das Treiben der Menschen unter ihm. Unsere Besucher waren begeistert. Manchmal wenn Dewey dort oben spazierenging, verrenkten sie sich den Hals und ihre

Köpfe schwankten hin und her wie Pendel. Wenn man die Kinder auf den Kater auf der Lampe aufmerksam machte, schrien sie entzückt auf. Dann bombardierten sie einen mit Fragen.

»Was macht er da?«

»Wie ist er da hochgekommen?«

»Warum ist er da oben?«

»Kann er sich da nicht verbrennen?«

»Was ist, wenn er herunterfällt? Ist er dann tot?«

»Was, wenn er auf jemanden fällt? Stirbt der dann?«

Früher oder später wurde den Kindern dann immer klar, dass sie Dewey nicht hinterherklettern konnten und sie bettelten ihn an, wieder herunterzukommen.

»Dewey gefällt es da oben«, erklärten wir ihnen. »Für ihn ist es ein Spiel.«

Schließlich begriffen sie, dass Dewey nur dann herunterkommen würde, wenn ihm danach war. Er hatte dort oben über den Deckenleuchten sein eigenes kleines Paradies gefunden.

Der große Ausflug



Im August war die Renovierung abgeschlossen. Wir merkten bereits, dass mehr Leute in die Bücherei kamen und freuten uns darüber. Die Menschen von Spencer hatten Dewey angenommen und sahen ihn als Bereicherung an.

Im September fand praktisch um die Ecke der *Clay County Fair* statt, unser Jahrmarkt. Alles schien perfekt zu sein – außer für Dewey. Mein zufriedenes Katzenbaby, unser Büchereilöwe, hatte sich auf einmal verändert: Er war nur noch fahrig, nervös und schlecht gelaunt.

Weil auf dem Höhepunkt des Umbaus ständig große, schwere Gegenstände in die Bücherei oder aus ihr herausgetragen worden waren, hatte Dewey im Sommer drei Wochen bei mir zu Hause verbracht.

Der Spätsommer ist in Spencer die schönste Jahreszeit. Der Mais steht dann golden und grün und drei Meter hoch auf den Feldern und die Sonne scheint. Wir lassen den ganzen Tag über die Fenster offen, damit es auch im Haus nach Sommer riecht und es fällt uns manchmal gar nicht leicht, im Haus oder im Büro zu bleiben.

Den ganzen Tag lang starrte Dewey durch das Fliegengitter meines Fensters nach draußen. Den Mais konnte er vom Fensterbrett aus nicht sehen, aber er konnte die Vögel hören. Er spürte den leichten Wind und roch all das, was Katzen riechen, wenn sie die Nase in die freie Natur halten.

Und all das vermisste er jetzt. In der Bücherei gab es zwar auch Fenster, aber sie ließen sich nicht öffnen. Man konnte den neuen Teppichboden riechen, aber nicht die Sommerluft. Anstelle der Vögel hörte man draußen die Lastwagen vorbeifahren.

Wie kannst du mir etwas so Herrliches zeigen, schien Dewey mir vorzuwerfen, und es mir dann vorenthalten?

Die Bücherei hatte einen kleinen Vorraum mit Glastüren zu beiden Seiten. Zwei Jahre lang hatte Dewey diesen Vorraum gemieden. Als er von seinem dreiwöchigen Urlaub bei mir zu Hause zurückkehrte, ging er dazu über, sich dort ständig aufzuhalten. Von hier aus konnte er die Vögel draußen singen hören und wenn die Außentüren offen waren, roch er die frische Luft. Am Nachmittag schien sogar für einige Stunden die Sonne herein. Dewey liebte das Sonnenlicht! Er tat, als sei das alles, was er wollte: In einem Sonnenfleck sitzen und den Vögeln zuhören. Aber wir nahmen ihm das nicht ab: Eigentlich wollte er durch die Eingangstür hinaus in die Außenwelt marschieren!

»Dewey, komm sofort wieder rein!«, rief eine Bibliothekarin, sobald er einem Besucher in den Vorraum gefolgt war. Der Ausgabetisch stand gegenüber dem Vorraum, sodass der arme Kater keine Chance hatte, unbemerkt nach draußen zu gelangen. Deshalb gehorchte Dewey und blieb da.

Irgendwann aber fingen die Kolleginnen an, mich zu holen. Ich war ja sozusagen Deweys Mami. Auf mich hörte Dewey immer – jedenfalls hatte er das bis dahin getan. Jetzt aber merkte ich, dass ich zu drastischeren Maßnahmen greifen musste.

»Dewey, muss ich die Flasche holen?«, fragte ich, wenn er sich weigerte, den Vorraum zu verlassen. Aber er starrte mich nur an.

Daraufhin holte ich die Wasserflasche hinter meinem Rücken hervor. Mehr als gebadet zu werden, hasste Dewey nassgespritzt zu werden. In der einen Hand hielt ich die Flasche, mit der anderen öffnete ich die Tür zum Hauptraum der Bücherei, in den Dewey geknickt zurückschlich.

Zehn Minuten später hieß es: »Vicki, Dewey ist schon wieder im Vorraum!«

Irgendwann wollte ich nicht mehr lieb und verständnisvoll sein. Ich stürmte aus meinem Büro in den Vorraum und schimpfte in meinem strengsten Ton: »Du kommst sofort hier rein, junger Mann!«

Unglücklicherweise saß im Vorraum tatsächlich gerade ein junger Mann. Er zuckte erschrocken zusammen, sprang auf, flitzte in den Hauptraum, griff sich am Lesetisch eine Zeitschrift und versteckte sich dahinter.

Das war mir unglaublich peinlich! Betroffen hielt ich die Tür auf. Ich hatte den Mann übersehen, obwohl er direkt vor mir gesessen war. Dewey trabte an mir vorbei, als wäre nichts geschehen. Aber es kam mir vor, als grinse er ein bisschen.

Eine Woche später konnte ich Dewey nirgends finden. Das war nicht weiter ungewöhnlich, denn Dewey kannte jede Menge Verstecke. Zum Beispiel gab es hinter der Vitrine vorne bei der Tür eine Nische, die in etwa so groß wie eine Schuhschachtel war. Dann gab es noch den braunen Sessel im Kinderbereich, doch wenn er darunter saß, schaute meist Deweys Schwanz heraus. Nicht zu vergessen all die Zwischenräume zwischen den Büchern. Wie in allen Büchereien wurden die Bücher auch bei uns von zwei Seiten ins Regal gestellt. Zwischen den beiden Reihen auf jedem Brett waren ungefähr zehn Zentimeter Abstand. »Zwischen den Büchern« war Deweys bestes Versteck. Um ihn zu finden, musste man Bücher herausnehmen und in den Hohlraum dahinter schauen. Wenn man weiß, dass die Bücherei von Spencer über 400 Regalbretter voller Bücher besaß, kann man sich vorstellen, wie groß das Labyrinth dahinter war, das Dewey zur Verfügung stand. Eine eigene Welt aus schmalen, dunklen Pfaden, die nur ihm allein gehörte. Glücklicherweise hatte er einen Lieblingsplatz: in der untersten Reihe hinter den Cowboy-Romanen.

Aber dieses Mal war er nicht dort. Er war auch nicht unter dem braunen Sessel oder in der Nische hinter der Vitrine. Ich sah zu den Deckenleuchten hinauf, konnte aber nirgends seinen hervorlugenden Kopf entdecken. Ich sah in den Waschräumen nach, ob er dort versehentlich eingeschlossen worden war. Fehlanzeige.

»Hat jemand Dewey gesehen?«

Nein. Nein. Nein. Nein.

»Wer hat gestern Abend abgeschlossen?«

»Das war ich«, sagte Joy. »Aber da war er noch da. Ganz bestimmt.«

Ich wusste, dass Joy niemals vergessen würde, darauf zu achten. Sie war die einzige Bibliothekarin außer mir, die abends länger blieb, um mit unserem Kater Verstecken zu spielen.

»Gut, dann muss er irgendwo im Gebäude sein. Anscheinend hat er ein neues Versteck gefunden.«

Doch als ich aus meiner Mittagspause zurückkam, war Dewey immer noch nicht aufgetaucht. Er hatte auch sein Futter nicht angerührt. Ich begann, mir Sorgen zu machen.

»Wo steckt Dewey denn?«, fragte ein Besucher.

Das musste ungefähr der Zwanzigste gewesen sein, der das wissen wollte.

»Erzählt den Leuten, dass Dewey gerade ein bisschen kränkelt«, riet ich den anderen. »Wir müssen unsere Leser nicht beunruhigen.«

Anstatt am Abend gleich nach Hause zurückzukehren, fuhr ich eine halbe Stunde lang mit dem Auto in der Gegend herum. Ich erwartete nicht wirklich, eine rot getigerte Katze herumstreunen zu

sehen, aber man weiß ja nie. Womöglich war er verletzt. Was, wenn er mich brauchte und ich ihn nicht fand? Ich fühlte mich mies, so als würde ich ihn im Stich lassen. Ich wusste, er konnte nicht weggelaufen sein, aber trotzdem ...

Am nächsten Morgen wartete er nicht neben der Tür auf mich. Ich ging hinein. Es wirkte alles so kalt. Obwohl draußen über 30 °C waren, lief mir ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Ich wusste, dass etwas nicht stimmte.

»Schaut überall nach«, bat ich die anderen.

Wir suchten in jeder Ecke, öffneten jeden Schrank und jede Schublade. Wir nahmen Bücher aus den Regalen in der Hoffnung, ihn dahinter zu finden. Wir leuchteten mit der Taschenlampe hinter die Wandregale. Manche von ihnen standen in einigen Zentimetern Abstand zur Wand. Vielleicht war Dewey auf einer seiner Runden zwischen Wand und Regal gefallen und steckengeblieben? Normalerweise passierte ihm so etwas nicht, doch sicher war sicher, und wir schauten lieber nach.

Der Wachmann, der hier nachts auch sauber machte! Er fiel mir ganz plötzlich ein und ich griff sofort zum Telefon.

»Hallo, Virgil! Hier ist Vicki von der Bücherei. Hast du letzte Nacht Dewey gesehen?«

»Wen?«

»Dewey, unseren Kater.«

»Nein, ich habe ihn nicht gesehen.«

»Kann er an etwas gekommen sein, das ihm nicht bekommen ist? An ein Putzmittel zum Beispiel?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

Es widerstrebte mir, ihn das zu fragen, aber es musste sein.

»Lässt du manchmal nachts die Türen offen?«

Er zögerte etwas, bevor er antwortete. »Ich lasse immer die Hintertür offen, wenn ich den Müll rausbringe.«

»Wie lange?«

»Vielleicht fünf Minuten.«

»Hast du sie vor zwei Nächten offen stehen lassen?«

»Das mache ich jede Nacht.«

Ich erschrak. Das musste es gewesen sein. Dewey wäre niemals einfach so durch eine offene Tür hinausgegangen. Aber wenn die Tür regelmäßig offen stand, sodass er Zeit gehabt hatte, darüber nachzudenken, um die Gerüche zu analysieren ...

»Glaubst du, er ist weggelaufen?«, erkundigte sich Virgil.

»Ja, Virgil, das nehme ich an.«

Wir teilten Schichten ein, sodass zwei von uns die Bücherei beaufsichtigen konnten, während die anderen draußen nach Dewey suchten. Unsere Stammler merkten, dass etwas nicht stimmte.

»Wo ist Dewey?«

Mit der Zeit schwang in der Frage immer mehr Besorgnis mit. Wir erzählten den meisten, es sei alles in Ordnung. Nur einigen wenigen, die sehr oft kamen, verriet ich, dass Dewey vermisst wurde. Bald suchten ein Dutzend Leute die nähere Umgebung nach ihm ab. Es sind so viele Menschen, und sie haben ihn alle so gern, sagte ich mir. Mit so vielen Helfern müssen wir ihn einfach finden! Doch ich irrte mich.

Ich verbrachte meine Mittagspausen damit, nach meinem Katerchen zu suchen. In der Bücherei führte er ein sehr behütetes Leben. Er war kein Kämpfer und beim Futter sehr wählerisch. Wie sollte er draußen nur überleben können?

Mithilfe freundlicher Fremder, beantwortete ich mir meine Frage selbst. Dewey vertraute den Menschen. Er würde nicht zögern, um Hilfe zu bitten.

Ich ging zu Mr. Fonley, dessen Blumengeschäft, wie die Bücherei, einen Hintereingang auf die gleiche Seitenstraße hatte. Aber er hatte Dewey nicht gesehen, ebenso wenig wie Rick Krebsbach vom Foto-Atelier. Ich rief sämtliche Tierärzte von Spencer an. Wir hatten kein Tierheim und deswegen wurden Fundtiere oft bei den Tierärzten abgegeben.

»Wenn jemand einen Kater vorbeibringt, der wie Dewey aussieht, dann ist es wahrscheinlich Dewey. Er ist weggelaufen.«

Jeder hier kennt Dewey, sagte ich mir. Alle lieben Dewey. Wenn ihn jemand findet, bringt er ihn zur Bücherei zurück.

Dennoch wollte ich nicht offiziell bekannt geben, dass er entwischt war. Er hatte unter den Kindern so viele Freunde, von Crystal und den anderen Sonderschülern ganz zu schweigen. Ich wollte sie nicht beunruhigen. Außerdem war ich überzeugt davon, dass er zurückkehren würde.

Als er auch am dritten Tag morgens nicht neben der Tür auf mich wartete, verließ mich der Mut. Mir wurde klar, dass ich irgendwie erwartet hatte, ihn hier sitzen zu sehen. Erst in diesem Augenblick begriff ich, dass er wirklich fort war und möglicherweise nicht mehr zurückkommen würde. Ich hatte gewusst, wie wichtig Dewey war, doch jetzt erst war mir bewusst geworden, was für ein riesiges Loch er hier in Spencer hinterlassen würde. Dewey war die Seele der Bücherei. Wie konnten wir nur ohne ihn weitermachen?

In der Bücherei sank die Stimmung auf den Tiefpunkt. Gestern hatten wir noch Hoffnung gehabt und geglaubt, seine Rückkehr sei nur eine Frage der Zeit. Nun waren wir überzeugt davon, dass er weg war. Wir suchten weiter, aber wir hatten ja bereits überall nachgesehen. Ich ließ mich auf meinen Stuhl sinken und überlegte, wie ich mit der Situation umgehen sollte. Als Erstes würde ich den lokalen Radiosender anrufen. Sie sollten eine Suchmeldung für einen rot getigerten Kater senden, ohne seinen Namen zu erwähnen. Die Erwachsenen würden verstehen, wer gemeint war, aber vielleicht konnten wir es auf diese Weise noch eine Weile vor den Kindern geheim halten.

»Vicki!«, rief jemand, doch ich war so tief in Gedanken versunken, dass ich es kaum hörte.

Anschließend würde ich die Zeitung verständigen. Sie würden den Artikel dann morgen bringen. Vielleicht hatte ihn ja doch jemand bei sich aufgenommen.

»Vicki!«

Sollten wir Flugblätter drucken lassen? Eine Belohnung aussetzen?

»Vicki!«

Aber im Grunde machte ich mir immer noch etwas vor, schalt ich mich. Er war fort. Wenn er noch in der Nähe gewesen wäre, hätten wir ...

»Vicki! Rate mal, wer nach Hause gekommen ist!«

Endlich reagierte ich auf die Rufe und steckte meinen Kopf aus dem Büro. Und da war mein rot getigertem Liebling! Jean Hollis Clark hielt ihn im Arm. Ich stürzte herbei, nahm ihn und drückte ihn an mich. Er legte seinen Kopf an meine Brust.

»Ach, Kater, mein Kater! Tu das ja nie wieder!«

Aber das brauchte ich ihm gar nicht zu sagen. Dewey schnurrte wie an jenem ersten Morgen. Er war so froh, mich wiederzusehen, so dankbar, in meinen Armen zu sein. Aber ich kannte ihn gut. Ich wusste, dass er innerlich immer noch zu Tode erschrocken war.

»Ich fand ihn in der Hauptstraße, unter einem Auto«, erzählte Jean. »Ich wollte gerade zum Drogeriemarkt rübergehen, als ich plötzlich aus dem Augenwinkel fuchsrotes Fell sah.«

Ich hörte gar nicht richtig zu. Diese Geschichte würde ich in den folgenden Tagen noch etliche Male erzählt bekommen, aber jetzt hatte ich nur Augen und Ohren für Dewey.

»Er hockte unter dem Auto, dicht an einen Reifen geschmiegt. Ich rief ihn, aber er kam nicht. Er sah aus, als wäre er am liebsten weggelaufen, aber dazu hatte er viel zu viel Angst. Er muss die ganze Zeit über hier gewesen sein. Könnt ihr euch das vorstellen? All die Leute, die nach ihm gesucht haben, und er war die ganze Zeit über hier ganz in der Nähe.«

Inzwischen standen sämtliche Kolleginnen um uns herum. Ich merkte, dass ihn auch die anderen knuddeln wollten, aber jetzt hatten andere Dinge Vorrang.

»Er muss etwas fressen«, sagte ich.

Jemand machte eine Dose auf und wir sahen zu, wie Dewey deren Inhalt in sich hineinschlang. Er hatte sicherlich seit Tagen gehungert.

Nachdem alles Wichtige erledigt war – Fresschen, Wasser, Katzenklo –, durften die anderen ihn halten. Er wanderte von Arm zu Arm. Als ihn alle ausgiebig willkommen geheißen hatten, trugen wir ihn hinaus zu den Besuchern. Die meisten von ihnen wussten gar nicht, was los gewesen war, aber einige bekamen feuchte Augen.

Am Nachmittag badete ich Dewey und zum ersten Mal seit jenem kalten Januarmorgen ließ er es geduldig über sich ergehen. Überall klebte Motorenöl und es dauerte Monate, bis es endlich aus seinem langen Fell heraus war. Außerdem war ein Ohr eingerissen und auf seiner Nase prangte ein Kratzer. Behutsam reinigte ich die kleinen Wunden.

War das eine andere Katze gewesen? Ein abstehender Draht? Der Unterboden eines Autos? Ich strich mit dem Finger über das verletzte Ohr, aber Dewey zuckte nicht einmal.

»Was ist da draußen passiert?«, hätte ich ihn gerne gefragt, aber wir zwei hatten uns schon stillschweigend geeinigt, dass dieser Vorfall nie wieder zur Sprache kommen sollte.

Jahre später, während der Treffen des Bücherei-Aufsichtsrats, ließ ich immer eine Tür offen. Cathy Greiner, ein Mitglied des Aufsichtsrats, fragte mich jedes Mal: »Haben Sie keine Angst, dass Dewey wegläuft?«

Ich sah dann zu Dewey herunter, der zu jedem dieser Treffen kam, und er schaute zu mir hoch. Dieser Blick sagte mir deutlich, dass er nie mehr weglaufen würde. Warum konnten andere das nicht sehen?

»Er geht nirgendwo hin«, erklärte ich ihr. »Er hat sein Leben der Bücherei geweiht.«

Und so war es tatsächlich. Sechzehn Jahre lang kehrte Dewey kein einziges Mal in den Vorraum zurück. Er saß neben der Tür, vor allem morgens, aber er folgte den Besuchern nie mehr hinaus auf die Straße. Wenn die Tür geöffnet wurde und er draußen Lastwagen hörte, flitzte er ins Büro. Er wollte möglichst weit weg von den Lastwagen sein. Mit der Welt dort draußen war Dewey fertig. Er war ein Bücherei-Kater.

DEWEYS TAGESABLAUF

ENTWICKELT VON DEWEY READMORE BOOKS BALD NACH SEINEM
UNGLÜCKLICHEN ABENTEUER AUSSERHALB DER BÜCHEREI
VON SPENCER. DIESEN ABLAUF HAT ER SEIN WEITERES LEBEN
EINGEHALTEN.

 7 Uhr 30

Vicki kommt. Ich verlange Futter, ohne dabei allzu gierig zu wirken. Wichtig ist, sie auf Schritt und Tritt zu verfolgen, sie genau zu beobachten und sie spüren zu lassen, dass sie etwas Besonderes ist.

 8 Uhr

Die anderen Bibliothekarinnen kommen. Eine Stunde widme ich ihrem Empfang. Ich finde heraus, wem es an diesem Tag nicht so gut geht und gestatte derjenigen, mich so lange zu streicheln, wie sie will, oder bis ...

 8 Uhr 58

Vorbereitungszeit. Ich nehme meinen Platz am Eingang ein und bereite mich auf die Ankunft der ersten Besucher vor. Dadurch weise ich außerdem diskret unaufmerksame Beschäftigte auf die Uhrzeit hin. Ich lasse es, wenn sie zu spät öffnen.

 9 Uhr bis 10 Uhr 30

Die Tür wird aufgeschlossen. Ich begrüße die Besucher. Ich folge den netten, gebe aber allen die Möglichkeit, ihren Tag dadurch zu verschönern, dass sie mir Aufmerksamkeit schenken. Mich streicheln zu dürfen, ist die Belohnung dafür, dass sie in die Bücherei kommen.

 10 Uhr 30

Suche mir einen Schoß für mein Nickerchen. Schöße sind zum Schlafen da, nicht zum Spielen. Nur Katzenbabys spielen auf dem Schoß.

 11 Uhr 30 bis 11 Uhr 45

Ich gehe in der Abteilung Erwachsenensachbuch in Position: Bauch ablegen, Kopf hoch, Vorderpfoten gekreuzt. Die Menschen nennen das die Buddha-Stellung. Ich nenne es »König der Löwen«. *Hakusa Matata*. Ich habe zwar keine Ahnung, was das bedeutet, aber die Kinder sagen das ständig.

 11 Uhr 4 bis 12 Uhr 15

Wenn es zu anstrengend wird, den Kopf hoch zu halten, drehe ich mich auf den Rücken und strecke die Pfoten in alle vier Himmelsrichtungen. Garantiert kommt dann jemand und streichelt mich. Aber ich schlafe

nicht ein, um mich nicht hilflos einem Bauchkraul-Angriff auszusetzen. Ich hasse es, am Bauch geknaut zu werden.

❁ 12 Uhr 15 bis 12 Uhr 30

Mittagessen im Gemeinschaftsbüro. Hat jemand Joghurt dabei? Nein? Na ja, macht nichts.

❁ 12 Uhr 30 bis 13 Uhr

Zeit für die Rundfahrt! Wenn Bücher einsortiert werden, springe ich auf den Bücherwagen und mache es mir dort oben bequem. Ich kann dabei sehr gut entspannen und lasse meine Beine durch das Gitter baumeln.

❁ 13 Uhr bis 15 Uhr 45

Nachmittagsfreizeit. Ich richte mich danach, was so läuft. Manchmal gehe ich ein bisschen auf den Lampen spazieren oder suche mir wieder einen gemütlichen Schoß. Es ist eine gute Zeit für Fellpflege, aber das kann ich auch noch später machen. Auf jeden Fall halte ich Ausschau nach einer Schachtel für die Nachmittags-Siesta.

❁ 15 Uhr 45

Abendessen. Meine Angestellten denken immer noch, die richtige Zeit für mein Abendessen sei 16 Uhr. Aber wenn ich mich konsequent genug jetzt schon neben meinen Napf setze, werden sie es eines Tages schon merken.

❁ 16 Uhr 55

Vicki geht. Ich springe herum, damit sie nicht vergisst, dass ich vorher noch mit ihr spielen will. Einem Sprung vom Buchregal hinunter mit Anlauf und einfachem Salto kann sie nicht widerstehen!

❁ 17 Uhr 30

Spielen. Vicki nennt es »Buddha Track«, weil das an der Seite steht. Aber ich nenne es »Ballings«, weil es so toll ist, hinter dem Ball in der Schiene herzurennen. Das Einzige, was noch toller ist, ist mein rotes Carnknetzel. Könnte es bitte jemand holen und mit mir »Carnschnappen« spielen?

❁ 20 Uhr 55

Die letzte Schicht geht. Ich wiederhole die Arbeitsschritte von 16 Uhr 55, erwarte aber nicht dieselben Ergebnisse. Es sei denn, Joy macht die Abendschicht. Joy findet immer Zeit, für mich Papierbälle zu werfen. Ich renne so schnell ich kann hinterher, beachte den Ball aber nicht weiter, sobald ich ihn erreicht habe.

❁ 21 Uhr bis 7 Uhr 30

Freizeit! Und was ich privat mache, geht niemanden was an!

Beim Fotografen



Ungefähr zwei Monate nach Deweys »Ausflug« sollte ein erstes offizielles Porträtfoto gemacht werden, und ich brachte ihn zum Fotografen. Ich könnte jetzt natürlich behaupten, dass ich es tat, weil ich bereits da spürte, dass Dewey einmal berühmt werden würde. Doch der wahre Grund für unseren Besuch war ein Sonderangebot des Fotostudios. Rick Krebsbach, Inhaber des Fotoateliers von Spencer, bot Tierfotos für zehn Dollar an.

Dewey war so ein gemütlicher Kater, dass ich mir einredete, es wäre ein Kinderspiel, ihn von einem Fotografen in dessen Studio fotografieren zu lassen. Doch Dewey schien das Studio zu beunruhigen. Er drehte den Kopf nach allen Seiten und sah sich alles genau an. Ich setzte ihn in den Sessel, aber er sprang sofort wieder hinunter. Ich hob ihn hoch und setzte ihn nochmals hinein. Dann trat ich einen Schritt zurück. Dewey war verschwunden.

»Er ist nervös«, sagte ich, während ich Dewey dabei zusah, wie er an einem Fotohintergrund schnüffelte. »Er kommt nicht viel aus der Bücherei raus.«

»Das macht doch nichts«, sagte Rick, während Dewey seinen Kopf unter ein Kissen schob. »Neulich hat ein Hund versucht, in meine Kamera zu beißen. Ein anderer hat tatsächlich meine künstlichen Blumen gefressen. Und wenn ich mich richtig erinnere, hat er auch auf das Kissen da gekotzt.«

Rasch nahm ich Dewey wieder auf den Arm. Immer noch sah er sich nach allen Seiten um und wirkte dabei eher nervös als interessiert.

»Der eine oder andere hat sich vor lauter Aufregung sozusagen in die Hosen gemacht«, erzählte Rick. »Eine Decke musste ich schon wegwerfen. Für Dewey muss es hier wie in einem Zoo riechen.«

»Er ist andere Tiere nicht gewohnt«, behauptete ich.

In Wirklichkeit hatte er sie bisher nie beachtet. Den Blindenhund, der regelmäßig in die Bücherei kam, ignorierte er, und auch den Dalmatiner, der ihn fast täglich durch das große Fenster hindurch anstarrte. Was er hier empfand, war nicht Angst, sondern Verwirrung.

»In der Bücherei weiß er, was von ihm erwartet wird. Aber er begreift nicht, was das hier ist.«

»Lassen Sie ihm Zeit.«

Mir fiel etwas ein. »Darf ich Dewey die Kamera zeigen?«

»Wenn Sie meinen, dass es hilft.«

In der Bücherei posierte Dewey ständig für Fotos, aber sie wurden mit den normalen, kleinen Kameras gemacht. Ricks Kamera war ein großer Apparat für Profis. So einen hatte Dewey noch nie zuvor gesehen, aber er lernte schnell.

»Das ist eine Kamera, Dewey. Kamera. Wir sind hier, damit du fotografiert wirst.«

Dewey schnupperte an der Linse. Er lehnte sich zurück und sah sie sich an. Dann schnupperte er abermals.

Ich zeigte auf den Sessel. »Sessel. Setz dich in den Sessel.«

Ich setzte ihn auf den Boden. Er beroch die Sesselbeine von unten nach oben und von oben nach unten, und die Sitzfläche zweimal. Dann sprang er hinauf und blickte direkt in die Kamera. Rick stellte sich rasch dahinter und machte sechs Aufnahmen.

»Ich glaube es nicht«, rief er aus, als Dewey vom Sessel sprang.

Ich erzählte es Rick nicht, aber so war es immer. Dewey schien stets zu verstehen, was ich von ihm wollte. Leider bedeutete es nicht automatisch, dass er mitmachen würde. Die Begriffe »Bürste« oder »Bad« musste ich nicht einmal aussprechen. Ich brauchte sie nur zu denken und schon war Dewey verschwunden. Ich weiß noch, wie ich eines Nachmittags in der Bücherei an ihm vorbeiging. Er sah mich auf die gewohnte, lässige Art an.

Hey, wie geht's?

Ich dachte: Da sind ja zwei Fellknoten an seinem Hals. Ich sollte die Schere holen und sie herausschneiden. Kaum hatte ich diesen Gedanken gehabt, – wusch! – war Dewey verschwunden.

Seit seinem Ausflug hatte Dewey seine telepathischen Fähigkeiten jedoch stets für positive Zwecke eingesetzt und nie, um mir Streiche zu spielen. Nicht nur, dass er spürte, was ich wollte, meist tat er es auch – außer natürlich, ich wollte ihn baden oder kämmen. Für die Bücherei aber tat er alles. Das war ein Grund dafür, warum er sich so bereitwillig fotografieren ließ. Er war zu allem bereit, was gut für die Bücherei war.

»Er weiß, dass es für die Bücherei ist«, sagte ich zu Rick, aber wahrscheinlich glaubte er mir das nicht. Wie könnte eine Bücherei einem Kater etwas bedeuten? Und wie könnte er in der Lage sein, eine Verbindung herzustellen zwischen einer Bücherei und einem Fotoatelier, das einen Block weiter lag? Aber ich war überzeugt, dass es tatsächlich so war.

Ich hob Dewey hoch und kraulte ihn an seiner Lieblingsstelle oben auf dem Kopf, zwischen den Ohren.

»Er kennt Fotoapparate und hat keine Angst vor ihnen.«

»Saß er schon einmal vor einer Kamera?«

»Er wird mindestens zwei- oder dreimal die Woche von den Besuchern fotografiert. Er macht es gerne.«

»Ziemlich ungewöhnlich für einen Kater.«

Ich hätte ihm am liebsten gesagt, dass Dewey nicht irgendein Kater war, aber Rick hatte die ganze Woche lang Haustiere fotografiert und wahrscheinlich schon Hunderte solcher Sätze zu hören bekommen.

Doch wenn man sich Deweys offizielles Foto anschaut (es ist das, das für den Umschlag dieses Buchs ausgewählt wurde), merkt man sofort, dass er nicht irgendein Kater ist. Natürlich ist er schön, aber er ist auch entspannt. Er hat keine Angst vor der Kamera. Seine Augen sind klar und weit geöffnet. Sein Fell ist glänzend und gepflegt. Er sieht weder wie ein Kätzchen noch wie ein ausgewachsener Kater aus, sondern mehr wie ein Schulabgänger, der nach dem Schulabschluss fotografiert wird: Er hält sich sehr aufrecht, mit leicht geneigtem Kopf, und blickt gelassen in die Zukunft. Immer wenn ich das Foto sehe, muss ich schmunzeln, weil er darauf so ernst aussieht. Es ist, als wolle er besonders stark und schön wirken und auf diese Weise von der Tatsache ablenken, dass er so furchtbar niedlich ist.

Einige Tage nach Erhalt der fertigen Fotos sah ich, dass die Filiale einer großen Supermarktkette einen Fotowettbewerb »Mein Haustier« für einen wohlthätigen Zweck veranstaltete. Wer seine Stimme abgeben wollte, musste dafür einen Dollar zahlen. Der Erlös sollte an eine Initiative gegen Muskelschwund gehen. Spontan reichte ich Deweys Fotos ein. Die Fotos waren ja als Werbung für die Bücherei gedacht gewesen, und dies war eine wunderbare Gelegenheit, sie einzusetzen.

Ein paar Wochen später stellte der Supermarkt vorne im Geschäft ein Dutzend Fotos von Katzen und Hunden aus. Die Bürger unserer Stadt stimmten ab, und Dewey siegte haushoch. Er bekam über 80 Prozent der Stimmen und siebenmal mehr als das zweitplatzierte Tier. Als mich die Leute vom Supermarkt anriefen, um mir das Ergebnis mitzuteilen, fand ich es beinahe peinlich.

Deweys überragender Sieg ließ sich teilweise damit erklären, dass das Foto so schön geworden war. Und teilweise damit, dass Dewey so gut aussah. So einen schönen Kater musste man einfach lieben!

Der Triumph ließ sich allerdings auch auf Deweys Persönlichkeit zurückführen. Die meisten Katzen sehen auf Fotos zu Tode erschrocken aus, als müssten sie dringend mal Pipi, als sei ihnen die Prozedur zuwider – oder aber als träfe dies alles gleichzeitig zu. Die meisten Hunde wirken, als würden sie gleich durchdrehen, alles im Raum über den Haufen werfen, sich hoffnungslos in den Kabeln einwickeln und zum Schluss die Kamera fressen. Dewey dagegen wirkte gelassen.

Vor allem aber gewann Dewey den Wettbewerb, weil die Stadt ihn adoptiert hatte – nicht nur die Besucher der Bücherei, sondern die ganze Stadt. Dewey hatte in aller Ruhe seinen Charme wirken lassen. Die Geschichten über ihn und seine Rettung hatten sich herumgesprochen und ihn populär gemacht. Er war nicht einfach nur der Kater aus der Bücherei, sondern der Kater aus Spencer. Er war für uns ein Überlebenskünstler, eine Quelle der Inspiration und unser Freund. Er war einer von uns.

War er ein Maskottchen für Spencer, so wie er es für die Bücherei war? Nein, das wohl nicht, aber er hatte die Art und Weise beeinflusst, in der die Stadt sich selbst sah. Dewey erinnerte uns daran, dass unsere Stadt und ihre Einwohner etwas Besonderes waren. Wir waren Menschen, die die kleinen Dinge des Lebens zu würdigen wussten.

Dewey macht Schlagzeilen



Manchmal passiert etwas ganz Erstaunliches: Man hört auf, sich abzumühen und entspannt sich, und plötzlich kommt die Welt auf einen zu ... Vielleicht nicht die ganze Welt, aber doch wenigstens Iowa. Bald nach dem Fotowettbewerb des Supermarkts widmete Chuck Offenburger eine seiner Kolumnen »Iowa Boy« in der Zeitung *Des Moines Register* unserem Dewey.

Als ich den Artikel las, dachte ich: Wow, jetzt hat es Dewey wirklich geschafft!

Es war eine Sache, wenn eine Stadt eine Katze adoptierte und natürlich noch viel besser, wenn eine Region wie Nordwest-Iowa es tat. Wir erhielten tagtäglich Besuch von Leuten aus der Umgebung, aber auch von Touristen, die in dem Seengebiet Urlaub machten, die von Dewey gehört hatten und ihn kennenlernen wollten. Auch die Zeitungen der umliegenden Städte schrieben öfter über unseren Kater, doch der *Des Moines Register* war die Tageszeitung der Hauptstadt unseres Bundesstaates. Die Zeitung wurde im ganzen Staat verkauft, sodass möglicherweise in diesem Augenblick, in dem ich die Zeitung in der Hand hatte, gerade über eine halbe Million Menschen den Artikel über Dewey lasen. Das waren mehr Menschen, als unser alljährliche *Clay County Fair* Besucher hatte!

Nach diesem Durchbruch wurde in den lokalen Fernsehnachrichten immer wieder über Dewey berichtet, die aus Sioux City, Iowa und Sioux Falls, South Dakota aus gesendet wurden. Bald darauf berichteten auch Sender aus anderen Städten und Staaten über ihn. Jeder Beitrag begann ähnlich mit einem Kommentar: »An einem eisigen Januarmorgen erwarteten die Bibliothekarinnen der Bücherei von Spencer, in ihrer Bücherklappe nur Bücher vorzufinden ...«

Das Foto, das dann gezeigt wurde, war immer dasselbe: Ein rührend anzusehendes, beinahe erfrorenes Kätzchen. Die Geschichte von Deweys Ankunft in der Bücherei war unwiderstehlich.

Und so war auch seine Persönlichkeit. Die meisten Crews waren es nicht gewohnt, Katzen zu filmen und deshalb sagten sie immer den gleichen Satz, der ihnen selbst wohl vernünftig erschien: »Bringen Sie ihn dazu, sich natürlich zu verhalten.«

»Na ja, er schläft gerade in einer Schachtel und lässt den Schwanz und den Bauch über die Ränder hängen. Noch natürlicher geht es nicht.«

Fünf Sekunden später kam der Vorschlag: »Könnte er vielleicht springen oder so etwas Ähnliches machen?«

Dewey erfüllte ihnen stets ihre Wünsche. Für eine Actionaufnahme sprang er über die Kamera. Um seine Geschicklichkeit unter Beweis zu stellen, ging er zwischen aufgestellten Büchern hindurch. Er lief ein Regalbrett entlang und sprang hinunter. Er spielte mit einem Kind, mit seinem roten Garn. Er saß ganz ruhig auf einem Computermonitor und schaute in die Kamera. Dabei wirkte er tatsächlich natürlich. Sich vor der Kamera zu bewegen, war Teil seines Jobs als Pressebeauftragter der Bücherei von Spencer, und er kam dieser Aufgabe engagiert nach.

Deweys Auftritt in *Living in Iowa*, einer Sendung mit Reportagen über Ereignisse, Initiativen und Menschen in Iowa war typisch für viele andere. Das Filmteam kam morgens um halb acht in die

Bücherei. Dewey war bereit. Er wälzte sich auf dem Boden herum, sprang von Regal zu Regal und drückte seine Nase gegen die Linse der Kamera. Die hübsche, junge Moderatorin eroberte er im Sturm.

»Darf ich ihn mal halten?«, fragte sie.

Ich zeigte ihr den Dewey-Tragegriff, bei dem man den Kater über die linke Schulter legte (und keinesfalls über die rechte!), und sein Hinterteil mit der Armbeuge stützte. Wenn man ihn länger halten wollte, musste man den Dewey-Tragegriff beherrschen.

»Er macht es!«, flüsterte die Moderatorin aufgeregt, als Dewey seinen Kopf auf ihre Schulter legte.

Deweys Kopf richtete sich sofort auf. *Was hatte sie gesagt?*

»Wie kann ich ihn dazu bringen, sich zu entspannen?«

»Streicheln Sie ihn einfach.«

Sie streichelte seinen Rücken. Dewey legte seinen Kopf wieder auf ihre Schulter und schmiegte sich an ihren Hals.

»Er tut es! Er tut es wirklich. Ich spüre, wie er schnurrt.«

Ich hätte ihr am liebsten gesagt: »Natürlich tut er es. Er macht das bei jedem.« Aber warum sollte ich ihr die Freude verderben?

Der Bericht über Dewey wurde ein paar Monate später gesendet und trug den Titel »Eine Geschichte von zwei Katzen«. Die andere Katze war der Kater Tom, der in einer Haushaltswarenhandlung in Conrad, Iowa, lebte. Ebenso wie Dewey war auch Tom in einer der kältesten Nächte des Jahres gefunden worden. Ladenbesitzer Ralph Kibby hatte den durchgefrorenen Streuner zum Tierarzt gebracht.

»Sie gaben ihm Spritzen im Wert von 60 Dollar«, erzählte der Mann in der Sendung, »und sagten, wenn er am nächsten Morgen noch lebt, dann hat er eine Chance.«

Als ich mir den Beitrag im Fernsehen ansah, wurde mir klar, warum sich die Moderatorin so über Deweys Verhalten gefreut hatte: Mindestens dreißig Sekunden lang wurde gezeigt, wie Dewey auf ihrem Arm schnurrt. Tom dagegen hatte nur einmal kurz an ihrem Finger geschnuppert.

Nun war Dewey wirklich berühmt. Pro Woche kamen jetzt drei oder vier Leute, um vor ihren Freunden mit Dewey anzugeben.

»Wir sind hier, weil wir den berühmten Kater sehen wollen«, verkündete ein älterer Mann, der an den Ausgabetisch getreten war.

»Er liegt hinten und schläft. Ich werde ihn holen.«

»Danke«, antwortete er und deutete zu einer jungen Frau hinüber und zu einem kleinen Mädchen, das sich hinter den Beinen der Frau versteckte. »Ich wollte, dass meine Enkelin Lydia ihn kennenlernt. Sie kommt aus Kentucky.«

Als Lydia Dewey sah, lächelte sie und schaute zu ihrem Großvater hoch.

»Geh nur, Kleines. Dewey wird dich schon nicht beißen.«

Vorsichtig streckte das Kind Dewey seine Hand entgegen. Zwei Minuten später lag es neben ihm auf dem Fußboden und streichelte ihn.

»Siehst du?«, sagte der Großvater zur Mutter des Mädchens. »Ich habe dir ja gesagt, dass es sich lohnen würde, zu kommen.«

Später, als die Mutter Dewey zusammen mit ihrer Tochter streichelte, kam der ältere Mann zu mir und meinte: »Vielen Dank, dass Sie Dewey aufgenommen haben.«

Es kam mir vor, als wolle er noch etwas sagen, doch ich glaube, wir beide wussten, dass er schon genug gesagt hatte.

Als sie eine halbe Stunde später gingen, hörte ich die junge Frau zu dem Mann sagen: »Du hattest recht, Dad, es war großartig. Ich wünschte, wir wären früher gekommen.«

»Macht doch nichts, Mami«, schaltete sich das kleine Mädchen ein. »Nächstes Jahr werden wir Dewey wieder besuchen.«

LEITFADEN FÜR EINE KATZE, DIE EINE BÜCHEREI LEITEN MUSS

(NACH DEWEY READMORE BOOKS) ERSTABDRUCK IN DER
ZEITSCHRIFT *BÜCHERKATZE HEUTE*, NACHDRUCKE IN ZAHLREICHEN
FACHZEITSCHRIFTEN WELTWEIT.



Belegschaft Wenn du dich besonders einsam fühlst und dir mehr Aufmerksamkeit wünschst, dann setze dich konsequent auf alle Papiere, Unterlagen, Monitore oder Tastaturen, an denen die Bibliothekarinnen gerade arbeiten. Wende dabei aber der Betreffenden den Rücken zu und verhalte dich distanziert, um nicht allzu liebesbedürftig zu erscheinen. Vergiss auch nicht, regelmäßig an den Beinen der Beschäftigten vorbeizustreichen. Auf schwarzer, dunkelbrauner und dunkelblauer Bekleidung kommen deine Haare besonders gut zur Geltung.



Besucher Unabhängig davon, wie lange der Besucher ursprünglich in der Bücherei bleiben wollte: Springe auf jeden Fall auf seinen Schoß oder in seinen Aktenkoffer und mache dort dein Nickerchen. Wenn sie unbedingt die Bücherei verlassen wollen, bevor du aufwachst, werden sie dich schon irgendwo ablegen.



Leitern Nutze jede Möglichkeit, auf eine Leiter zu klettern. Es spielt keine Rolle, welcher Mensch gerade auf ihr steht. Wichtig ist nur, dass du bis ganz oben raufkletterst und auch dort bleibst.



Öffnungszeiten Wache genau zehn Minuten, bevor die Bücherei abends schließt, von deinem Nickerchen auf. Wenn die Beschäftigten Anstalten machen, das Licht auszuschalten und die Tür abzusperrern, versuchst du sie mit deinen ansprechendsten Tricks dazu zu bringen, länger zu bleiben und mit dir zu

spielen. (Das funktioniert zwar leider nicht immer. Verleite sie aber gelegentlich doch zu ein paar Runden Versteckspiel.)



Schachteln Deinen Menschen muss klar werden, dass sämtliche Schachteln, die in die Bücherei gebracht werden, dir gehören. Dabei spielt es keine Rolle, wie groß, klein oder voll diese Schachteln sind. Wenn du nicht ganz hineinpasst, kannst du jeden beliebigen Körperteil einsetzen, um die Schachtel für dich zu beanspruchen und darin ein Nickerchen zu machen. (Ich zum Beispiel verwende dazu eine oder zwei Pfoten, meinen Kopf oder auch einfach nur meinen Schwanz, und habe immer ausgezeichnet geschlafen.)



Versammlungen Unabhängig davon, wer sich wo trifft, und egal, um welches Thema es geht: Du bist stets verpflichtet, daran teilzunehmen. Wenn du durch eine verschlossene Tür vom Treffen ausgeschlossen wurdest, dann maunze davor so erbärmlich, bis du hereingelassen wirst oder bis jemand die Tür öffnet, um zur Toilette zu gehen oder um sich etwas zu trinken zu holen. Sobald du den Raum betreten hast, machst du deine Runde und begrüßt jeden einzelnen Teilnehmer. Werden Filme oder Dias gezeigt, so klettere auf den Tisch, der der Leinwand oder dem Bildschirm am nächsten steht, mache es dir darauf gemütlich und schaue dir die Vorführung bis zum Schluss an. Sobald der Nachspann beginnt, täuschst du vor, dich unendlich gelangweilt zu haben und verlässt die Versammlung vor ihrem Ende.

Und zuletzt noch die goldene Regel für alle Büchereikatzten: Du darfst nie vergessen – und auch die Menschen nicht vergessen lassen –, dass der ganze Laden dir gehört!

Unerwünschter Besuch



Als Dewey sechs Jahre alt war, wurde die Bibliothek von Spencer modernisiert. Die Karteischränke wurden ausrangiert und Computer hielten Einzug. Viele Leute finden, dass Computer kalt und unpersönlich sind und einen dazu verführen, auf den Bildschirm zu starren und weniger mit anderen Menschen zu kommunizieren. Dewey war da anderer Ansicht. Dewey fand Computer im wahren Sinn des Wortes »warm«. Er saß gerne auf dem Rechner oder dem Monitor und wärmte sich.

Fast ebenso toll waren, zumindest aus Deweys Sicht, die beiden neuen Sensorpfosten an der Eingangstür. Sie piepten, wenn jemand versuchte, die Bibliothek mit Büchern zu verlassen, die nicht ordnungsgemäß ausgeliehen worden waren. Deweys neuer Lieblingsplatz befand sich auf der Innenseite des linken Pfostens (ebenso, wie er nur auf der linken Schulter getragen werden wollte. War Dewey Linkspfoter?). Jeden Tag verbrachte er die erste Stunde der Öffnungszeiten neben diesem Pfosten. Um zwei Minuten vor neun fand er sich dort ein, um seine Freunde zu begrüßen. Unter anderen waren das unser Maler Tony, der Dewey immer kralte, wenn er vorbeischaute, und Deweys Freundin Doris Armstrong, die ihm weiterhin kleine Spielsachen und Leckerbissen schenkte.

Deweys Freundin Crystal zog weg, aber er nahm immer noch an der Vorlesestunde für die Förderschüler teil. Unser Kater baute sogar eine Beziehung zu Mark Carey auf, der den Elektroladen an der Ecke betrieb. Dewey wusste, dass Mark kein Katzenfreund war und es bereitete ihm immer teuflischen Spaß, plötzlich auf den Tisch zu springen, um ihn zu erschrecken. Mark revanchierte sich, indem er mit dem Argument, Sessel seien für die Besucher gedacht, Dewey aus jedem Sessel warf, in dem sich der Kater reckte – auch wenn gerade keine Besucher in der Bücherei waren.

An einem Vormittag fiel mir ein Mann im Anzug auf, der an einem Tisch saß und das *Wall Street Journal* las. Er machte den Eindruck, als wolle er Zeit vor einem Termin totschiagen. Daher war ich sehr überrascht, neben ihm einen buschigen, fuchsroten Schwanz zu entdecken. Ich schaute genauer hin und sah, dass Dewey es sich auf seiner Zeitung gemütlich gemacht hatte.

Oh Dewey, dachte ich, jetzt übertreibst du aber.

Dann erst merkte ich, dass der Mann die Zeitung mit der Rechten hielt und gleichzeitig mit der Linken den Kater kralte. Der eine der beiden schnurrte, der andere lächelte. Da wurde mir klar, dass die Bücherei für Dewey eine Wohlfühlzone war, in der ihn nichts irritieren konnte und in der sich letztlich alles so entwickelte, wie er es wollte.

Deshalb war ich ziemlich erstaunt, als Dewey eines Morgens, als ich ankam, vor der Eingangstür auf und ab tigerte. Sobald ich eingetreten war, lief er ein paar Schritte voraus und blieb dann stehen, um auf mich zu warten.

»Musst du mal aufs Katzenklo, Dewey? Dann geh doch einfach. Warte nicht auf mich.«

Doch das war nicht der Grund für seine Unruhe, und an seinem Frühstück war er an diesem Morgen auch nicht interessiert. Der Kater lief weiterhin vor und zurück und rief nach mir. Dewey

schrie sonst nie, außer wenn er Schmerzen hatte, aber ich kannte ihn gut genug, um mit Bestimmtheit zu wissen, dass ihm an diesem Morgen nichts wehtat.

Erfolglos versuchte ich, ihn mit Futter abzulenken. Dann sah ich nach, ob irgendwo an seinem Fell Kot klebte. Ich wusste, dass ihn das wahnsinnig machen konnte. Ich berührte seine Nase, um festzustellen, ob er Fieber hatte und sah nach, ob seine Ohren entzündet waren, konnte aber keinerlei Anzeichen einer Krankheit entdecken.

»Lass uns unsere Runde machen, Dewey.«

Wie alle Katzen würgte auch Dewey gelegentlich Haarballen heraus. Und wenn es passierte, war es unserem Kater furchtbar peinlich. Weil er sich so seltsam benahm, machte ich mich darauf gefasst, den größten Haarballen aller Zeiten zu entdecken. Ich suchte alle Abteilungen der Bücherei ab, konnte aber nichts finden.

»Es tut mir leid, Dewey, aber ich verstehe nicht, was du mir sagen willst.«

Kurz darauf trafen meine Kolleginnen ein und ich bat sie, ein Auge auf Dewey zu haben. Ich hatte viel zu tun und keine Zeit, den ganzen Vormittag lang mit einem Kater Scharade zu spielen. Wenn sich Dewey in ein paar Stunden immer noch komisch benahm, würde ich mit ihm zu Dr. Esterly gehen.

Zwei Minuten, nachdem wir geöffnet hatten, kam meine Kollegin Jackie Shugars in mein Büro.

»Du wirst es nicht glauben, Vicki, aber Dewey hat gerade auf die Ausleihkarten gepinkelt.«

Entsetzt sprang ich auf. »Das kann doch nicht sein!«

Wenn wir ein Buch ausliehen, stempelten wir immer noch zwei Karten ab: Die eine kam ins Buch, die andere in einen Kasten zusammen mit Hunderten anderer. Wurde das Buch zurückgegeben, dann zogen wir die entsprechende Karte heraus und stellten das Buch zurück ins Regal. Und genau in diesen Karteikasten hatte Dewey gepinkelt, genauer gesagt in dessen vordere rechte Ecke.

Ich war auf Dewey nicht böse, sondern machte mir eher Sorgen. Inzwischen lebte er schon seit Jahren in der Bücherei und hatte sich noch nie danebenbenommen. Dieses Malheur passte so gar nicht zu ihm. Doch mir blieb nicht viel Zeit zum Grübeln, denn einer von unseren Stammlesern kam zu mir und flüsterte mir ins Ohr: »Du solltest mal in die Kinderabteilung kommen, Vicki. Da ist eine Fledermaus.«

Und tatsächlich: Eine Fledermaus hing kopfüber hinter einem Dachbalken.

Dewey war mir gefolgt.

Ich habe die ganze Zeit versucht, es dir zu erzählen. Jetzt hast du die Bescherung! Wir hätten uns darum kümmern können, bevor die Leute gekommen sind. Jetzt sind Kinder in der Bücherei. Ich habe gedacht, du wolltest sie beschützen!

Es ist keine angenehme Erfahrung, sich von einer Katze die Leviten lesen zu lassen. Besonders dann, wenn die Katze recht hat. Und umso mehr, wenn es um eine Fledermaus geht. Ich mag Fledermäuse nicht. Armer Dewey! Die ganze Nacht mit einer herumflatternden Fledermaus in der Bücherei eingesperrt zu sein!

»Mach dir keine Sorgen, Dewey. Fledermäuse schlafen am Tag. Sie wird niemandem etwas zuleide tun.«

Dewey wirkte nicht besonders überzeugt, aber ich konnte im Augenblick nichts unternehmen. Ich wollte die Besucher nicht erschrecken, vor allem nicht die Kinder. Deshalb rief ich den Hausmeister der Stadtverwaltung an und sagte: »Kommen Sie bitte sofort zur Bücherei. Und bringen Sie Ihre Leiter mit.«

Er kam, stellte seine Leiter auf und sah sich das Problem gleich an. »Stimmt, es ist eine Fledermaus.«

»Pssst, nicht so laut!«

Er kletterte die Leiter herunter. »Haben Sie hier einen Staubsauger?«

Mich schüttelte es. »Nehmen Sie bitte nicht den Staubsauger.«

»Wie ist es mit einer Plastikdose?«

Sprachlos starrte ich ihn an. Das war ja ekelhaft.

Jemand sagte: »Wir haben eine leere Kaffeedose mit Deckel.«

Nach wenigen Sekunden war die Sache vorbei. Der Hausmeister stülpte einfach die Dose über die Fledermaus und ließ sie später frei. Ich war so erleichtert. Ich mag Fledermäuse wirklich nicht. Jetzt musste ich mich um den Kasten mit den Ausleihkarten kümmern.

»Es ist allein meine Schuld«, sagte ich zu Jackie, die immer noch am Ausgabefisch Dienst tat.

»Ich weiß«, gab Jackie zurück. Sie hat einen eigenartigen Sinn für Humor.

»Es war ganz richtig von Dewey, uns zu warnen. Ich mache das hier sauber.«

»Das hatte ich mir schon gedacht.«

Ich zog ungefähr 20 Karten heraus und ein großer Haufen Fledermauskot kam zum Vorschein. Dewey hatte nicht nur versucht, mich zu warnen, sondern auch die Duftmarke des Eindringlings mit seiner eigenen zu überdecken.

»Oh Dewey, du musst mich für furchtbar dumm halten!«

Das tat er auch. Er war überzeugt davon, wesentlich klüger zu sein.

Ab nun nahm Dewey seine Verantwortung richtig ernst. Jeden Morgen roch er an den drei Belüftungsgittern und mittags schnupperte er wieder an ihnen. Er wusste, dass die Schächte dahinter irgendwohin führten und dass deshalb Eindringlinge durch sie in die Bücherei gelangen konnten. Er hatte es auf sich genommen, seine feine Nase zu unserem Schutz einzusetzen.

Wenn ihr nicht einmal merkt, dass in der Bücherei eine Fledermaus ist, schnaufte er, wie wollt ihr dann all diese Leute beschützen?

Ich weiß, Dewey, du hattest recht. Es ist gut, dass wir dich haben.

Wieder Filmstar!



Während wir in der Bücherei unseren alltäglichen Beschäftigungen nachgingen, wurde Dewey immer berühmter. Mittlerweile hatten sämtliche Katzenzeitschriften über ihn berichtet. Wenn eine Zeitschrift das Wort »Katze« in ihrem Titel hatte, dann hatte sie schon einmal einen Artikel über Dewey gebracht. Sogar in dem führenden britischen Magazin *Your Cat* hatte es einen Artikel über ihn gegeben. Marti Attoun, eine junge, freiberufliche Journalistin, kam mit einem Fotografen nach Spencer. Ihr Artikel erschien in *American Profile*, einem Magazin, das der Wochenendausgabe von über tausend Lokalzeitungen beigelegt wurde. Im Sommer 1996 reiste dann ein Filmemacher aus Boston an, um den ersten Film über Dewey zu drehen.

Gary Roma war in den gesamten USA unterwegs, um einen Dokumentarfilm über Büchereikatzen zu machen. Er hatte angenommen, bei uns dasselbe zu sehen – und zu filmen – zu bekommen wie in anderen Bibliotheken: Katzen, die hinter Buchregale flitzten, die sich von der Kamera entfernten, sich schlafend stellten und alles Mögliche versuchten, um ja nicht ins Objektiv sehen zu müssen. Dewey tat genau das Gegenteil.

Ohne zu übertreiben: Er führte all seine alltäglichen Aktivitäten vor, und zwar auf Kommando. Gary kam früh am Morgen, um auf Film zu bannen, wie Dewey neben der Tür auf mich wartete. Er filmte Dewey, wie er neben dem Sensorpfosten saß und die Besucher begrüßte, Dewey in seiner Buddha-Pose, Dewey beim Spiel mit seinen Lieblingsspielzeugen »Marty Mouse« und dem roten Garnknäuel, Dewey über der Schulter eines Besuchers hängend und schlafend, und Dewey beim Nickerchen in einer Schachtel.

»Das sind die besten Aufnahmen, die ich bis jetzt machen konnte. Wenn Sie nichts dagegen haben, komme ich nach dem Mittagessen wieder.«

Nach dem Mittagessen machte er ein Interview mit mir. Nach den ersten, einleitenden Fragen wollte Gary wissen: »Was ist Deweys Bedeutung?«

»Dewey ist für die Bücherei sehr wichtig«, erklärte ich. »Er lindert Stress und lässt die Bücherei wie ein Zuhause wirken. Die Besucher lieben ihn, besonders die Kinder.«

»Ja, aber was ist seine tiefere Bedeutung?«

»Es gibt keine tiefere Bedeutung. Jeder hat Spaß daran, sich mit Dewey zu beschäftigen. Er macht uns alle glücklich. Was kann im Leben wichtiger sein?«

Ungefähr sechs Monate nach den Dreharbeiten feierten wir die Ausstrahlung von *Puss in Books* (»Der belesene Kater«) mit einer Party. Die Bücherei war gesteckt voll. Der Dokumentarfilm begann mit einer Fernaufnahme von Dewey: Er saß auf dem Fußboden der Bücherei von Spencer und bewegte seinen Schwanz langsam hin und her. Während die Kamera sich ihm näherte, ihm unter einen Tisch, an einigen Regalen entlang und schließlich auf seinen Lieblingsbuchwagen folgte, hörte man im Hintergrund meine Stimme sagen:

»Wir kamen eines Morgens zur Arbeit und wollten die zurückgegebenen Bücher aus der Bücherklappe holen, und da fanden wir dieses winzige Kätzchen in der Box. Weil die Klappe so voll war, war es buchstäblich von Büchern begraben. Wenn die Leute die Geschichte hören, wie Dewey zu uns kam, sagen sie immer: ›Ach, das arme kleine Ding! Ausgerechnet in die Bücherklappe wurde er geworfen!‹ Und ich sage dann: ›Von wegen armes kleines Ding! Das war das Beste, was ihm passieren konnte, denn inzwischen ist er der König der Bücherei, und das weiß er auch.‹«

Als der Ton ausgeblendet wurde, schaute Dewey direkt in die Kamera, und man sah deutlich, dass ich recht hatte: Er war wirklich der König der Bücherei.

An seltsame Anrufe hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Jede Woche kamen mehrere Anfragen wegen Interviews und ungefähr genauso oft erhielt die Bücherei Kopien von Artikeln, die über Dewey geschrieben worden waren. Deweys offizielles Foto (das auch auf dem Umschlag dieses Buchs zu sehen ist) war in den verschiedensten Zeitschriften, Zeitungen und Büchern abgedruckt worden, die irgendwo zwischen Minneapolis in Minnesota und Jerusalem in Israel erschienen waren. Man nahm ihn sogar in einen Katzenkalender auf: Dewey wurde Mister Januar. Trotzdem war ich überrascht, als mich die Iowa-Niederlassung eines großen amerikanischen Katzenfutterherstellers anrief.

»Wir haben in den Medien die Berichte über Dewey verfolgt«, erzählte man mir, »und sind beeindruckt.«

Wer wäre es nicht?

»Er scheint ein außergewöhnlicher Kater zu sein. Und ganz offensichtlich lieben die Leute ihn.«

Das war keine große Neuigkeit.

»Wir würden ihn gerne für eine Werbekampagne einsetzen. Wir können kein Geld anbieten, aber dafür Futter auf Lebenszeit.«

Ich muss zugeben, dass mich das in Versuchung führte. Dewey war beim Futter sehr wählerisch und wir waren sehr nachgiebig. Tag für Tag mussten wir Futter, das wir in seinen Napf getan hatten wieder wegwerfen, weil ihm der Geruch nicht zusagte und alljährlich verschenkten wir Hunderte von Dosen Katzenfutter, das bei ihm in Ungnade gefallen war. Das meiste Geld für das Futter stammte aus meiner Tasche, und auf dem Umweg über Dewey finanzierte ich zu einem großen Teil die Ernährung der Katzen von Spencer.

»Ich werde mit dem Aufsichtsrat sprechen«, sagte ich.

»Wir schicken Warenproben«, war die Antwort.

Doch noch bevor der Aufsichtsrat das nächste Mal zusammentrat, war die Entscheidung bereits gefallen. Getroffen hatten sie weder ich noch der Aufsichtsrat, sondern Dewey. Mister Feinschmecker war von den Futterproben alles andere als angetan.

Soll das ein Witz sein? Sein verächtliches Schnuppern sprach Bände. Ich kann doch nicht für dieses Zeug arbeiten!

»Es tut mir leid«, musste ich dem Büro des Katzenfutterherstellers sagen. »Dewey frisst nur seine Lieblingsmarke.«

Bauchweh



Dewey war in Sachen Futter nicht nur deshalb so wählerisch, weil er über eine starke Persönlichkeit verfügte, sondern auch, weil er krank war. Er hatte von Anfang an Probleme mit seinem Verdauungssystem gehabt. Schon als kleines Kätzchen hasste Dewey es, am Bauch berührt zu werden. Man durfte gerne seinen Rücken streicheln, ihn hinter den Ohren kraulen, sogar an seinem Schwanz ziehen. Es machte ihm auch nichts aus, wenn man mal versehentlich an seine Augen kam. Aber nie und auf gar keinen Fall durfte man seinen Bauch anfassen. Ich hatte mir darüber nie groß Gedanken gemacht, bis Dr. Esterly eines Tages, als Dewey zwei Jahre alt war, versuchte, Deweys Analdrüsen zu säubern.

»Ich drücke auf die Drüsen und daraufhin entleeren sie sich«, erklärte er. »Das dauert nur eine halbe Minute.«

Es hörte sich einfach an. Ich hielt Dewey, während sich der Tierarzt zurechtlegte, was er brauchen würde: ein Paar Latexhandschuhe und eine Papierserviette.

»Das wird nicht schlimm, Dewey«, flüsterte ich. »Bevor du etwas merkst, ist es schon vorbei.«

Doch als Dr. Esterly auf die Drüsen drückte, schrie Dewey auf. Es hörte sich überhaupt nicht so an, als beschwere er sich, sondern es war ein Schrei des Entsetzens. Sein Körper bog sich, als hätte ihn ein Blitz getroffen und seine Beine zuckten wie wild. Dann schnappte er nach meinem Finger und biss richtig zu.

Der Tierarzt sah sich meine kleine Wunde an. »Das hätte er nicht tun sollen.«

Ich rieb die verletzte Stelle. »Das ist doch nicht schlimm.«

»Doch, es ist schlimm. Eine Katze sollte nicht so beißen.«

Ich war nicht weiter beunruhigt. Dieser Ausrutscher sah Dewey gar nicht ähnlich. Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er nicht bissig war. Und ich konnte ihm immer noch ansehen, dass er in Panik geraten war. Er sah nirgendwohin, sondern starrte ins Leere. Der Schmerz war so schlimm gewesen, dass er nicht mehr gewusst hatte, was er tat.

Von da an hasste Dewey Dr. Esterly. Sobald ich auf den Parkplatz der Tierarztpraxis fuhr, begann der Kater zu zittern. Die Gerüche im Empfangsraum setzten ihn völlig außer Gefecht. Er steckte dann den Kopf in meine Armbeuge, als wollte er sagen: *Beschütze mich!*

Sobald er Dr. Esterlys Stimme hörte, begann Dewey zu knurren. Viele Katzen hassen den Tierarzt, wenn sie in seiner Praxis sind, verhalten sich aber außerhalb der Praxis ihm gegenüber wie gegenüber jedem anderen Menschen. Dewey war da anders. Er hatte immer Angst vor Dr. Esterly, gleichgültig, wo er ihn sah. Wenn er die Stimme des Tierarzts in der Bücherei vernahm, knurrte Dewey und hastete in die entfernteste Ecke. Gelang es Dr. Esterly, sich anzuschleichen, um Dewey zu kraulen, dann sprang der Kater auf, sah sich in panischer Angst um und raste davon. Ich nehme an, dass er Dr. Esterly am Geruch erkannte. Dewey hatte seinen Erzfeind in jemandem gefunden, der zufällig einer der nettesten Menschen der Stadt war.

Einige Jahre später bekam Dewey ernsthafte Verdauungsprobleme. An manchen Tagen fand ich in seinem Katzenklo Blut. An anderen Tagen stürzte er aus seiner Kiste, als wäre darin gerade ein Knallfrosch explodiert.

Dr. Esterly stellte bei Dewey Verstopfung fest. Eine außergewöhnlich schwere Verstopfung.

»Welche Art von Futter frisst Dewey denn?«

Ich verdrehte die Augen. Dewey war ja äußerst heikel.

»Er ist sehr wählerisch«, sagte ich. »Er verfügt über einen bemerkenswerten Geruchssinn und weiß es daher sofort, wenn das Futter schon älter oder irgendwie verdorben ist. Sie wissen ja, Katzenfutter ist oft nicht von bester Qualität. Eigentlich besteht es ja nur aus Abfällen und man kann ihm deswegen keinen Vorwurf machen.«

Der Tierarzt sah mich an wie eine Kindergärtnerin eine Mutter anschaut, die gerade das ungebührliche Benehmen ihres Kindes zu beschönigen versuchte.

»Er frisst also immer Dosenfutter?«

»Ja.«

»Gut. Trinkt er Wasser?«

»Niemals.«

»Niemals?«

»Der Kater meidet seinen Wassernapf, als sei er vergiftet.«

»Bringen Sie ihn dazu, mehr zu trinken«, empfahl Dr. Esterly. »Das sollte das Problem aus der Welt schaffen.«

Danke, Doktor, dachte ich. Aber haben Sie jemals versucht, eine Katze gegen ihren Willen dazu zu bringen, Wasser zu trinken? Es ist unmöglich.

Ich versuchte ihn zu locken. Dewey wandte sich angewidert ab. Ich versuchte es mit Bestechung.

»Es gibt kein Futter, bevor du nicht etwas getrunken hast. Schau mich nicht so an. Ich halte das länger durch als du.«

Doch das tat ich nicht. Am Ende gab ich stets nach.

Ich versuchte es damit, Dewey zu streicheln, während er fraß, und ließ das Streicheln dann allmählich in Schieben übergehen. Wenn ich seinen Kopf in den Wassernapf drückte, dachte ich, dann muss er trinken. Selbstverständlich scheiterte dieser Plan.

Vielleicht lag es ja am Wasser. Wir versuchten es mit warmem Wasser. Wir versuchten es mit kaltem Wasser. Wir wechselten das Wasser alle fünf Minuten. Wir probierten verschiedene Wasserhähne aus. (Mineralwasser in Flaschen gab es in Spencer damals noch nicht.) Wir taten Eiswürfel in den Wassernapf, denn schließlich trinken wir Amerikaner ja alle gerne Wasser mit Eis. Es funktionierte insofern, als Dewey einmal am Eis leckte. Aber auch nur das eine Mal. Wie konnte ein Tier bloß ohne Wasser überleben?

Eines Tages, als ich in den Waschraum ging, sah ich Dewey auf dem WC-Sitz hocken, den Kopf tief in die Schüssel gesenkt. Eigentlich sah ich nur das in die Höhe gereckte Hinterteil. Toilettenwasser! Er trank Toilettenwasser! Du gerissener Kater!

Na ja, dachte ich, zumindest wird er nicht austrocknen.

Aber gegen seine Verstopfung half es nicht. Obwohl er seinen Durst aus der Toilette stillte, konnte Dewey manchmal nicht richtig aufs Katzenklo gehen. Wenn es ganz schlimm wurde, versteckte er sich meistens.

Eines Morgens griff die arme Sharon Joy in eine der obersten Schubladen des Auslehtischs, um sich ein Papiertaschentuch zu nehmen und erwischte stattdessen eine Handvoll Katzenfell. Vor Schreck kippte sie buchstäblich vom Stuhl.

»Wie ist er denn da reingekommen?«, fragte sie und starrte auf Deweys Rücken. Sein Kopf und sein Hinterteil waren in der Schublade verschwunden.

Das war eine gute Frage. Die Schublade war den ganzen Vormittag nicht geöffnet worden. Also musste Dewey in der Nacht hineingeklettert sein. Ich schaute unter dem Tisch nach. Tatsächlich, hinter den Schubladen gab es eine kleine Öffnung. Aber er lag in der obersten Schublade, einen Meter über dem Boden. Mister Gummikater hatte sich bis nach oben in die Öffnung gewunden, sich um eine scharfe Ecke gezwängt und sich in einem winzigen Hohlraum zusammengerollt.

Ich versuchte, ihn aufzuwecken. Dewey zuckte, wie um eine lästige Fliege loszuwerden, und blieb ansonsten reglos liegen. Das sah ihm gar nicht ähnlich. Offensichtlich stimmte mit ihm etwas nicht. Ich schnappte ihn und fuhr mit ihm zum Tierarzt.

Es stellte sich heraus, dass er eine Krankheit hatte. Sie wurde Megacolon genannt, bestand in einer Erweiterung des Dickdarms und war extrem selten. Wenn Dewey eine Straßenkatze geblieben wäre, hätte dieses Leiden sein Leben stark verkürzt. Als Büchereikatte würde er die schweren Anfälle von Verstopfung eher überleben. Ein typisches Anzeichen für diese Krankheit war, dass er sich beim Fressen sehr wählerisch verhielt. Damit konnte er nun eine gute Entschuldigung dafür vorweisen, dass er so heikel war. Etwas Besseres hätte er sich gar nicht ausdenken können.

Dr. Esterly schlug für Dewey ein sehr teures Spezialfutter vor, das man nur beim Tierarzt kaufen konnte. Den Namen habe ich vergessen, aber es war so etwas Ähnliches wie »Fresschen für Katzen mittleren Alters mit empfindlicher Verdauung«. Die Kosten dafür sprengten beinahe unser Budget. Es war mir zuwider, 30 Dollar für etwas auszugeben, von dem ich von vorneherein wusste, dass es nichts helfen würde.

»Dewey wird es nicht mögen«, sagte ich zu Dr. Esterly.

»Tun Sie es in seinen Napf. Geben Sie ihm nichts anderes. Er wird es fressen. Keine Katze hungert sich zu Tode.«

Ich füllte den Napf mit dem neuen Spezialfutter, wie es mir Dr. Esterly geraten hatte. Wie ich bereits geahnt hatte, fraß Dewey es nicht. Unser Kater roch einmal daran und ging dann weg.

Das ist nicht das richtige Futter. Ich will das, was ich immer kriege. Bitte!

Am folgenden Tag wurde er schon deutlicher. Anstatt am Futter zu schnuppern und dann wegzugehen, blieb er daneben sitzen und maunzte.

Waaaaruuuum! Was habe ich getan, um so bestraft zu werden?

»Tut mir leid, Dewey, aber der Arzt hat es so angeordnet.«

Nach zwei Tagen war er schwach, rührte das Futter aber immer noch nicht an. Da merkte ich, dass Dewey stur war. Er war liebenswert und pflegeleicht, aber wenn es um so wichtige Dinge wie Futter ging, würde Dewey keinen Millimeter nachgeben. Ich aber auch nicht. Auch ich konnte stur sein.

Also versuchte Dewey, hinter meinem Rücken an sein Futter zu kommen. Zuerst sprang er auf Sharons Schreibtisch und stieß mit seinem Köpfchen gegen ihren Arm. Als das nichts nützte, versuchte er es mit seiner alten Freundin Joy. Anschließend testete er Audrey, Cynthia und Paula, also sämtliche Bibliothekarinnen, der Reihe nach durch.

Er versuchte sich sogar bei Kay einzuschmeicheln, obwohl er wusste, dass sie keine Spielchen mochte. Kay war auf einer Farm aufgewachsen und hatte kein Verständnis für Schwächen. Doch ich merkte, dass sie ins Wanken geriet. Sie versuchte, kühl zu wirken, aber ihre Zuneigung zu Dewey wurde immer größer.

Es war mir egal. Auch wenn die anderen mit meiner Haltung nicht einverstanden waren: Ich würde diese Runde gewinnen. Vielleicht tat es mir jetzt in der Seele weh, aber schlussendlich würde Dewey mir dankbar sein. Außerdem war ich der Boss, und ich hatte es so verfügt!

Am vierten Tag kamen sogar die Besucher unserer Bücherei zu mir.

»Gib ihm doch etwas zu essen, Vicki! Er hat solchen Hunger!«

Dewey hatte ihnen schamlos die verhungerte Katze vorgespielt, und offenbar funktionierte es.

Am fünften Tag gab ich nach und machte für Dewey eine Dose seines Lieblingsfutters auf. Er schlang es hinunter, ohne zwischendurch auch nur Luft zu holen.

Das war gut, schien er zu sagen, als er sich die Lippen ableckte und dann eine ruhige Ecke aufsuchte, um sich gründlich Gesicht und Ohren zu putzen. *Jetzt fühlen wir uns alle besser, nicht wahr?*

An dem Abend ging ich los und kaufte ihm einen Armvoll Dosen. Ich hatte keine Kraft mehr zu kämpfen.

Lieber eine Katze mit Verdauungsproblemen als eine verhungerte, dachte ich.

Zwei Monate lang war Dewey glücklich, ich war ebenfalls glücklich und die Welt war für uns in Ordnung.

Dann beschloss Dewey, dass ihm seine bisherige Lieblingsmarke nicht mehr schmeckte. Er bekam keinen Bissen davon mehr runter und wollte etwas Neues. Ich kaufte eine andere Geschmacksrichtung. Dewey schnupperte ein einziges Mal daran und ging weg.

Nein, das mag ich auch nicht.

»Du wirst das essen, junger Mann, oder es gibt heute für dich keinen Nachtisch.«

Am Abend stand das Futter immer noch unberührt da. Es war vertrocknet. Was sollte ich denn jetzt tun? Immerhin war der Kater nicht gesund. Nach fünf gescheiterten Versuchen fand ich wieder eine Sorte, die ihm schmeckte – allerdings nur einige Wochen lang. Dann wollte er abermals ein anderes haben. Oje! Der König der Bücherei war ganz schön wählerisch geworden!

Bald war die Situation vollkommen außer Kontrolle. Wenn man vor dem Fach voller Katzenfutter stand, konnte man eigentlich nur noch den Kopf schütteln oder lachen. Wir bewahrten Deweys Sachen auf zwei Regalbrettern im Gemeinschaftsbüro der Bibliothekarinnen auf und eines davon war für das Futter reserviert. Wir hatten stets mindestens fünf Sorten zur Hand.

Deweys Geschmack war eigentlich typisch für den Mittleren Westen der Vereinigten Staaten. Er bevorzugte Rindfleisch, dicke Hühnerstücke sowie Rind mit Leber und Pute. Aber man wusste vorher nie, wann er seine Vorlieben ändern würde. Fisch hasste er, aber dann entdeckte er Krabben für sich. Allerdings hielt diese Liebe nur eine Woche. Danach rührte er Futter mit Krabbengeschmack nicht mehr an.

Unter Verstopfung litt er leider immer noch. Auf Dr. Esterlys Anweisung hin kopierte ich eine Seite aus einem Kalender und hängte das Blatt an die Wand. Jedes Mal, wenn jemand von uns im Katzenklo ein großes Geschäftchen fand, markierte er das Datum. Wir bezeichneten den Kalender unter uns als »Deweys Agenda«.

Wenn Dewey drei Tage nicht auf seiner Toilette gewesen war, sperrten wir ihn zusammen mit dem Katzenklo in der Abstellkammer ein. Dewey hasste es, eingesperrt zu werden, besonders in einer kleinen Kammer.

»Es ist zu deinem eigenen Besten, Dewey.«

Nach einer halben Stunde ließ ich ihn wieder raus. Fand ich in der Katzenstreu nicht das, worauf ich gewartet hatte, sperrte ich ihn eine weitere halbe Stunde lang ein. Hatte er wieder kein Geschäftchen gemacht, ging es zurück in die Kammer. Dreimal war die Grenze. Wenn er sich beim dritten Mal noch nicht erleichtert hatte, hielt er es nicht zurück, sondern konnte einfach nicht.

Unsere Strategie hatte unerwartete Folgen. Bald war Dewey so verwöhnt, dass er sich weigerte, das Katzenklo zu benutzen, wenn ihn nicht jemand hintrug. Nachts alleine hinzugehen gewöhnte er sich vollkommen ab, sodass ich ihn morgens als Allererstes zu seiner Toilette tragen musste. Er war wirklich unser kleiner König!

Deweys neue Begrüßung



Ich weiß, dass ich zu nachgiebig war und unseren Kater nach Strich und Faden verwöhnte. Auf gar keinen Fall sollte man seine Katze daran gewöhnen, dass sie zum Katzenklo getragen wird, wie ich es mit Dewey tat. Denn wenn man es tut, wollen sie ihr Leben lang zur Toilette getragen werden.

Aber Dewey ... Ja, mit Dewey war alles ein bisschen anders. Zwar erwartete er, getragen zu werden, aber er gab mir dafür auch etwas zurück. Etwas, das ich wirklich brauchte.

Ungefähr in der Zeit, in der wir Deweys Agenda einführten, wurde ich sehr krank. So krank, dass ich befürchten musste, nicht mehr weiter in der Bücherei arbeiten zu können. Meine Familie, meine Freunde und meine Kolleginnen wussten, dass ich krank war, aber ich erzählte niemandem, wie schlecht es mir wirklich ging, nicht einmal meiner Tochter Jodi. Und der Einzige, der es zu ahnen schien, war Dewey.

Auch in der Vergangenheit war Dewey stets für mich da gewesen, wenn ich ihn brauchte. An einsamen Abenden in der Bibliothek hatte er auf meinem Computer-Monitor gesessen. Wenn ich zu Hause auf Jodi wartete, lag er neben mir auf dem Sofa. Nun aber wollte er nicht mehr neben mir liegen, sondern auf meinem Schoß. Er wollte auch nicht mehr neben oder hinter mir laufen, sondern auf meinem Arm sitzen. Dadurch war er ganz nahe bei mir, wie jemand, der mich in den Arm nahm und mir sagte, alles würde gut werden. Und ich war ihm dankbar für diese Nähe.

Zwei Jahre lang suchte Dewey jeden Tag engen Kontakt zu mir. Er legte seinen Kopf auf mir ab oder kuschelte sich in meine Arme. Er schien zu begreifen, dass Liebe etwas Beständiges ist, aber dass sie noch stärker werden kann, wenn es wirklich darauf ankommt.

Seit seiner ersten Woche in der Bücherei hatte Dewey an der Eingangstür auf mich gewartet. Er starrte mich dann an und sobald ich die Tür öffnete, rannte er zu seinem Futternapf. Dann kam die Phase, in der er zu seiner Toilette getragen werden wollte. Und eines Tages, an einem Morgen, an dem ich mich furchtbar fühlte, begann er zu winken.

So seltsam das klingen mag: Er saß tatsächlich an der Eingangstür und winkte mit der Pfote. Ich blieb stehen und sah ihn an. Er hielt inne und schaute zurück. Und dann winkte er weiter.

Am nächsten Morgen passierte dasselbe, am folgenden auch. Und an dem danach begriff ich, dass dies unser neues Morgenritual war. Solange er lebte hob Dewey nun morgens, sobald er meinen Wagen hörte, die Pfote und kratzte am Glas. Das sah aus, als winke er, während ich die Straße überquerte und zur Tür kam.

Es war kein hektisches Winken. Er maunzte nicht und tigerte auch nicht hin und her. Er saß gelassen da und winkte mir zu, als wolle er mich in der Bücherei willkommen heißen und mich gleichzeitig daran erinnern, dass er da war. Diese Begrüßung hob meine Stimmung beträchtlich und bald dachte ich morgens immer: Wenn Dewey wieder dort sitzt und mir zuwinkt, wird es ein guter Tag.

»Guten Morgen, Dewey«, sagte ich dann immer lächelnd, selbst an den schlimmsten Tagen. Er drückte sich gegen meinen Knöchel. Ich hob ihn hoch und trug ihn zu seinem Katzenklo wie einen kleinen König. Ja, ich verwöhnte ihn wirklich. Aber was hätte ich anderes tun sollen?

Der weltberühmte Kater



Natürlich war ich nicht die Einzige, die in Dewey vernarrt war. Inzwischen war es Teil meiner Arbeit, Fernkurse für Bibliothekare abzuhalten. Dazu veranstaltete ich mithilfe einer Webkamera Videokonferenzen. Jedes Mal, wenn ein neuer Kurs begann, war die erste Frage in der ersten Stunde: »Wo ist Dewey?«

»Ja«, sagte dann sofort der Nächste. »Dürfen wir ihn mal sehen?«

Zum Glück nahm Dewey an allen Treffen in der Bibliothek von Spencer teil. Natürlich waren ihm Versammlungen mit echten Menschen lieber, aber notfalls akzeptierte er auch Videokonferenzen. Bei meinen Stunden legte er sich lässig mitten auf den Tisch und wartete darauf, dass ich auf den Knopf drückte, der ihn auf Bildschirmen überall in den USA sichtbar machte. Ich konnte die Aufschreie förmlich hören!

»Er ist so süß!«

Als Nächstes kam dann immer die Frage: »Was meinen Sie, sollte sich meine Bücherei auch eine Katze zulegen?«

Ich antwortete darauf stets: »Nur, wenn es eine geeignete Katze ist. Es kann nicht irgendeine Katze sein. Es funktioniert nur mit einer ganz besonderen Katze.«

»Wie besonders?«

»Sie muss gelassen sein, geduldig und intelligent. Sie muss freundlich und kontaktfreudig sein. Eine Büchereikatze muss Menschen lieben. Es hilft natürlich, wenn sie wunderschön ist und eine ganz besondere Geschichte hat.«

Ich fügte nicht hinzu, dass die Katze sehr liebevoll und auch mit Leib und Seele Büchereikatze sein musste. Ich schaute zu meinem großen, fuchsroten, getigerten Freund hinüber.

»Das hörst du gerne, nicht wahr?«

Er sah mich ganz unschuldig an.

Wer, ich? Ich mache nur meinen Job.

Dewey wurde zusehends berühmter. Eines Vormittags holte mich Kay aus meinem Büro an den Ausgabetisch. Davor stand ein junges Elternpaar mit seinen beiden Kindern.

»Diese netten Leute«, erklärte mir Kay, »sind aus Rhode Island hierhergekommen, um Dewey kennenzulernen.«

Rhode Island war über 3000 Kilometer weit weg!

Der Vater streckte mir die Hand entgegen. »Wir waren gerade in Minneapolis und haben ein Auto gemietet, um herzukommen. Die Kinder lieben Dewey!«

War der Mann verrückt? Minneapolis war fünf Fahrstunden von uns entfernt.

»Wunderbar!«, sagte ich und schüttelte ihnen die Hände. »Woher wissen Sie von Dewey?«

»Wir haben in der Zeitschrift *Cats* über ihn gelesen. Wir lieben Katzen!«

Das war nicht zu übersehen.

»Okay«, sagte ich, weil mir nichts anderes dazu einfiel. »Dann stelle ich Ihnen Dewey mal vor.«

Wie immer war Dewey bereit, mitzumachen. Er spielte mit den Kindern. Er posierte für Fotos. Ich zeigte dem kleinen Mädchen den Dewey-Tragegriff und sie schleppte ihn auf ihrer linken Schulter in der Bücherei herum. Ich weiß nicht, ob es die lange Autofahrt wert gewesen ist, aber die Familie zog glücklich von dannen.

»Das war ja seltsam«, meinte Kay, sobald sie gegangen waren.

»Finde ich auch«, erwiderte ich. »Ich glaube, so etwas passiert nie wieder.«

Doch es passierte wieder. Immer wieder. Sie kamen aus Utah, Washington, Mississippi, Kalifornien, Maine und aus allen anderen Ecken der Vereinigten Staaten. Unter ihnen waren ältere Paare, jüngere Paare und Familien. Später ärgerte ich mich, dass ich nicht von Anfang an ihre Namen aufgeschrieben hatte, doch anfangs erschien es so unwahrscheinlich, dass noch mehr Leute wegen Dewey von so weit her kommen würden. Als wir begriffen hatten, welche Anziehungskraft Dewey ausübte, fanden wir die angereisten Gäste nicht mehr ungewöhnlich.

Wie hatte Dewey zu einer derartigen Attraktion werden können? Abgesehen vom *Spencer Daily Reporter* hatten wir mit keiner Tageszeitung von uns aus Kontakt aufgenommen. Und der Fotowettbewerb unserer Supermarktfiliale war der einzige Wettbewerb, an dem wir mit Dewey jemals teilgenommen hatten.

Wir waren Deweys Anrufbeantworter, nicht mehr und nicht weniger. Das Telefon klingelte, und schon wieder war eine Zeitschrift, ein Fernseh- oder Radiosender dran, der um ein Interview bat. Immer wieder fanden wir in der Post Artikel von Zeitschriften oder Zeitungen, von denen wir noch nie gehört hatten. Und wir konnten damit rechnen, dass eine Woche nach Erscheinen des Artikels wieder eine Familie von irgendwoher im Land in die Bücherei kommen würde.

All diese weit gereisten Dewey-Fans waren von ihrem Besuch bei uns begeistert. Das weiß ich nicht nur, weil sie es mir sagten und weil ich es von ihren strahlenden Gesichtern ablesen konnte, sondern weil sie nach ihrer Rückkehr zu Hause anderen von Dewey erzählten. Sie zeigten ihnen Fotos. Sie schrieben an Freunde und Verwandte – zuerst Briefe und später E-Mails. Dewey bekam Post aus Taiwan, den Niederlanden, Südafrika, Norwegen und Australien. In einem halben Dutzend Ländern hatte er Brieffreunde.

Der Besuch, der mich am meisten rührte, war der eines jungen Elternpaares aus Texas und ihrer sechsjährigen Tochter. Sobald ich sie eintreten sah, war mir klar, dass dies für das Mädchen ein ganz besonderer Ausflug war. Ich erfuhr nicht, ob sie krank oder traurig war oder einen für sie wichtigen Menschen verloren hatte. Aber es kam mir vor, als hätte sie sich von ihren Eltern etwas ganz Besonderes wünschen dürfen, und sie hatte sich gewünscht, Dewey kennenzulernen. Sie hatte sogar ein Geschenk für ihn dabei.

»Es ist eine Spielzeugmaus«, sagte ihr Vater. Dabei lächelte er, aber ich sah ihm an, dass er sich Sorgen machte. Dies war nicht einfach nur ein spontaner Familienausflug.

Ich lächelte zurück, dachte dabei aber nur: Hoffentlich ist diese Maus mit Katzenminze gefüllt!

Dewey hatte regelmäßig Phasen, in denen er Spielzeug ohne Katzenminze überhaupt nicht beachtete und leider steckte er gerade in einer solchen Phase. Etwas besorgt ging ich Dewey holen.

Der Kater schlief gerade in seinem neuen Webpelzbettchen, das wir vor meiner Bürotür an einen Heizkörper gestellt hatten. Ich weckte ihn auf und versuchte dabei, telepathisch auf ihn einzuwirken: Bitte, Dewey, bitte! Das hier ist wichtig!

Er war so müde, dass er kaum die Augen aufbekam.

Wie viele Kinder traute sich das kleine Mädchen zuerst nicht so recht an Dewey heran und deshalb streichelte die Mutter ihn als Erste. Dewey lag da wie ein Sack Kartoffeln. Als das Mädchen endlich

seinen Arm nach ihm ausstreckte, wurde Dewey gerade mal wach genug, um sich an ihre Hand zu schmiegen. Der Vater nahm Dewey und das Mädchen auf den Schoß und Dewey kuschelte sich sofort an die Kleine.

Ein oder zwei Minuten lang blieben sie so sitzen. Dann zeigte das Mädchen Dewey das Geschenk, das sie ihm mitgebracht hatte. Es war schön eingepackt, mit Geschenkband und Schleife. Dewey wurde aufmerksamer, aber ich merkte, dass er immer noch müde war. Er hätte lieber auf dem Schoß den Vormittag verschlafen.

Komm schon, Dewey, reiß dich mal zusammen, dachte ich.

Das Mädchen packte das Geschenk aus und ich sah, dass es eine einfache Spielzeugmaus ohne Katzenminze war. Ich bereitete mich seelisch auf eine Katastrophe vor.

Das Mädchen ließ die Maus vor Deweys schläfrigen Augen baumeln. Dann warf sie sie einen knappen Meter weit. Sobald die Spielzeugmaus den Boden berührte, machte Dewey einen Satz und packte sie, warf sie in die Luft und schlug mit der Pfote danach. Das Mädchen kicherte entzückt.

Nach diesem Besuch beachtete Dewey diese Maus nie wieder, aber solange dieses Kind da war, investierte er all seine Energie und Aufmerksamkeit in dieses Spielzeugtier. Das kleine Mädchen war glücklich. Sie war Hunderte von Kilometern gefahren, um eine Katze kennenzulernen und wurde nicht enttäuscht. Warum hatte ich mir Sorgen darüber gemacht, wie Dewey sich verhalten würde? Er tat immer genau das Richtige.

DEWEYS ARBEITSPLATZBESCHREIBUNG

NIEDERGESCHRIEBEN ALS ANTWORT AUF DIE FRAGE:
„WAS ARBEITET DEWEY EIGENTLICH?“, DIE OFT GESTELLT WURDE,
WENN DIE LEUTE ERFUHREN, DASS DEWEY ANGESTELLTER
DER BÜCHEREI WAR.

- 1 Linderung von Stress bei allen Menschen, die sich mit ihm beschäftigen.
- 2 Ab neun Uhr morgens Begrüßungsdienst an der Tür.
- 3 Überprüfen aller Schachteln, die in die Bücherei gelangen, um eventuell von ihnen ausgehende Gefahren sowie ihren Gemüchlichkeitsgrad zu ermitteln.
- 4 Teilnahme an allen Versammlungen im Runden Zimmer in der Eigenschaft eines offiziellen Vertreters der Bücherei.
- 5 Unterhaltung von Beschäftigten und Besuchern.
- 6 Blockieren von Taschen und Aktenkoffern, aus denen ihre Besitzer Unterlagen entnehmen wollen.
- 7 Werbung für die Bücherei von Spencer auf nationaler und internationaler Ebene (dazu zählt das Fotografiertwerden sowie das allgemeine Niedlichsein).
- 8 Intensive Bemühungen um die Ernennung zum weltweit heikelsten Kater, der sich ausschließlich von den teuersten Katzenfuttermitteln ernährt.

Ein ganz besonderer Kater?



Was macht Menschen zu etwas Besonderem, habe ich mich schon immer gefragt. Was macht sie zu wichtigen Leuten? Viele scheinen zu glauben, dass man, um jemand Besonderes zu werden, etwas *tun* muss – etwas, das von den Medien aufgegriffen und bekannt gemacht wird. Wir finden eine Stadt interessant und der Berichterstattung würdig, wenn sie einen Tornado überstanden oder einen Präsidenten hervorgebracht hat. Wir wünschen uns, dass ein Kind, das uns etwas bedeutet, ein berühmter Sportler oder Wissenschaftler wird. Und von einer berühmten Katze erwarten wir, dass sie Kinder aus einem brennenden Gebäude rettet, quer durchs Land wieder nach Hause findet oder aber die Nationalhymne maunzen kann.

Dewey war anders. Er war wie einer dieser ganz alltäglichen Menschen, bei denen man irgendwann merkt, dass sie anders sind als andere. Er vollbrachte keine außergewöhnlichen Heldentaten oder eine spektakuläre Leistung, aber er tat jeden Tag etwas Wichtiges.

Dewey stammte aus sehr bescheidenen Verhältnissen (einer Nebenstraße in Iowa), überlebte unter tragischen Umständen (die Nacht in der Bücherklappe) und fand seinen Platz im Leben (eine Kleinstadtbücherei). Und er setzte sich mit all seiner Leidenschaft dafür ein, dass aus seinem Wohnort ein besserer Ort für alle wurde. Er widmete sich der Aufgabe, in Spencer das Leben zu verändern, und kümmerte sich um alle, die ihn in der Bücherei besuchten. Er ließ niemanden aus und vernachlässigte niemanden. Dewey besaß eine besondere Persönlichkeit: Er war begeisterungsfähig, ehrlich, charmant, positiv, für eine Katze auch verhältnismäßig bescheiden und vor allem ein Freund. Er war nicht nur eine Katze, die den Leuten Gelegenheit gab, sie zu streicheln und sie zu belächeln. Er vermittelte jedem Einzelnen das Gefühl, eine einzigartige Beziehung zu ihm zu haben.

Da war zum Beispiel Emmy, die Tochter von Sharon und Tony, die am Downsyndrom litt und Dewey gelegentlich am Sonntagmorgen besuchte. Jeden Samstagabend fragte Emmy: »Ist morgen ein Dewey-Tag?«. An einem »Dewey-Tag« suchte Emmy als Erstes nach Dewey.

Als er noch jünger war, wartete er an der Tür auf sie, doch als er älter wurde, fand Emmy ihn häufig in dem Sonnenfleck vor einem Fenster liegend. Sie hob ihn auf und trug ihn zu ihrer Mutter, damit sie ihn gemeinsam streicheln konnten.

»Hallo, Dewey. Ich liebe dich«, sagte Emmy dann immer in der freundlichen, leisen Art, in der ihre Mutter auch mit ihr sprach. Für Emmy war dies die Sprache der Zuneigung.

Yvonne Berry, eine alleinstehende Frau Ende 30, kam drei oder vier Mal die Woche in die Bücherei. Dewey brachte sie immer dazu, ihm die Tür des Waschraums aufzumachen. Sobald er drin war, sprang er auf das Waschbecken und bettelte darum, dass sie den Hahn aufdrehte.

Allerdings trank er dieses Wasser nicht, sondern beobachtete es nur. Irgendetwas an der Art, wie es unten vom Stöpsel abprallte, faszinierte ihn. Er starrte auf das Wasser und schlug ganz plötzlich mit der Pfote danach.

Er schaute, schaute, schaute ... und platsch! Und schaute wieder, schaute, schaute ... und platsch!

Yvonne wartete immer, bis er von seinem Spiel genug hatte und öffnete dann wieder die Tür, damit er den Waschraum verlassen konnte. Das war Deweys und Yvannes besonderes Ritual.

An dem Tag, an dem Yvonne ihre eigene Katze einschlafen lassen musste, blieb Dewey einfach zwei Stunden lang bei ihr sitzen, ohne etwas von ihr zu verlangen. Er wusste ja nicht, was passiert war, aber er spürte, dass etwas nicht stimmte. Als sie es mir Jahre später erzählte, merkte ich, dass dieses Erlebnis immer noch eine ganz besondere Bedeutung für sie hatte.

Zuhause ist da, wo es Bücher gibt



Erst als Dewey 13 Jahre alt war – was ungefähr 70 Menschenjahren entspricht – kam es mir vor, als würde er gesetzter. Er blieb länger in seinem Katzenbettchen liegen, und die wilden Spiele wurden durch geruhsame Ausfahrten auf dem Bücherwagen ersetzt. Anstatt aber wie früher auf den Wagen zu springen, maunzte er uns an, damit wir ihn hochhoben. Dann fuhr er vorne auf dem Wagen wie ein Kapitän auf seinem Schiff.

Er sprang auch nicht mehr zu den Deckenleuchten hoch. Ich glaube allerdings, dass er dazu immer noch imstande gewesen wäre, er aber sein Reich unter der Decke inzwischen langweilig fand.

Als Dewey nicht mehr auf den obersten Regalbrettern entlangrannte, nahm Kay sein altes Katzenbett und stellte es auf ein Regalbrett oberhalb ihres Schreibtischs. Dewey machte es sich dann da oben gemütlich und sah Kay bei der Arbeit zu.

Nicht allzu lange nachdem Kay das Katzenbett umgestellt hatte, löste sich das Regalbrett, als Dewey hinaufsprang. Mit strampelnden Beinen flog der Kater in die eine Richtung und Notizblöcke und Büroklammern flogen in die andere. Noch bevor die letzte Büroklammer auf dem Boden aufkam, war Dewey schon wieder da, um sich den Schaden zu besehen.

»In dieser Bücherei kann dich nichts mehr erschrecken, nicht wahr, Dewey?«, meinte Kay grinsend.

Nur Bürsten und Bäder, hätte ihr Dewey wohl am liebsten geantwortet.

Je älter Dewey wurde, desto unangenehmer wurde es ihm, gebürstet oder gebadet zu werden.

Er hatte jetzt auch nicht mehr so viel Geduld für Vorschulkinder wie früher. Er hatte Kinder von Anfang an geliebt und liebte sie bis an sein Lebensende, aber ihre unbeabsichtigten Grobheiten ertrug er immer schlechter. Sein Körper wurde empfindlicher und die kleinen Knuffe und Schubser taten ihm weh. Er kratzte die Kinder nie und lief auch nicht vor ihnen weg, doch er versuchte, sich rechtzeitig zu verstecken, wenn er bestimmte Kinder kommen sah.

Mit Babys war das etwas anderes. Einmal konnte ich beobachten, wie sich Dewey in gut einem halben Meter Entfernung von einem kleinen Mädchen niederließ, das in einem Tragekorb lag. Eine ganze Minute lang hockte Dewey mit gelangweiltem Gesichtsausdruck einfach nur da, als wolle er sagen: *Ich bin nur zufällig hier vorbeigekommen*. Dann aber, als er glaubte, ich schaue nicht hin, robbte er ein paar Zentimeter näher.

Hab mich nur bequemer hingesetzt, aber guck wieder weg, hier gibt es nichts Interessantes zu sehen, sprach aus seiner ganzen Körperhaltung.

Doch eine Minute später rutschte er wieder ein Stückchen näher und nach einer Minute wieder. Zentimeter um Zentimeter näherte er sich dem Baby, bis sein Fell den Korb berührte. Wie um zu sehen, ob da wirklich ein Kind drin war, streckte er seinen Kopf über den Rand. Das Baby grapschte nach seinem Ohr. Dewey machte einen langen Hals, damit sie es besser zu fassen bekam. Die Kleine lachte, strampelte und drückte Deweys Ohr zusammen, und zwar ziemlich fest. Dewey saß ganz

ruhig da und wirkte sehr zufrieden. Er kannte keine Vorbehalte, und das zählte zu seinen besten Eigenschaften.

Als Kätzchen leistete er täglich einer obdachlosen Frau Gesellschaft, die in die Bücherei kam, um ihn zu streicheln. In reiferem Alter war der beste Freund unseres Katers ein Landstreicher, der eine Weile jeden Tag die Bücherei besuchte. Er war unrasiert, ungekämmt und ungewaschen. Er sprach nie ein Wort mit uns oder den anderen Besuchern und sah auch niemanden an. Es war klar, dass er nur wegen Dewey kam. Er hob Dewey hoch und legte ihn sich über die linke Schulter. Dewey blieb eine knappe halbe Stunde lang in dieser Position und schnurrte, während ihn der Mann sanft streichelte.

Donna Stanford, unsere neue Bibliotheksassistentin für die Kinderabteilung, war erst vor Kurzem nach Nordwest-Iowa gekommen und kannte noch niemanden. Der einzige Einheimische, der auf sie zuzuging war Dewey. Er hing gerne über ihrer Schulter, wenn sie auf ihrem Schreibtischstuhl herumrollte, um Bücher einzusortieren. Wenn er dazu keine Lust mehr hatte, kletterte er auf ihren Schoß herunter, damit sie ihn kraulte.

Einmal überraschte ich die beiden: Dewey lag mit geschlossenen Augen auf ihrem Schoß. Donna streichelte Dewey in Gedanken versunken. Ich merkte, dass ich sie erschreckt hatte.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte ich, »den Kater zu streicheln gehört zu deinen Aufgaben bei uns.«

Dann war da noch Scott, der Freund meiner Tochter Jodi. Als er das erste Mal nach Spencer kam, nahm Jodi ihn in die Bücherei mit, damit er Dewey kennenlernen konnte. Daran, dass Jodi das wollte, merkte ich, dass es ihr mit dieser Beziehung ernst war: Ihre bisherigen Freunde hatte Jodi unserem Kater nicht vorgestellt.

Dewey war überglücklich, Jodi zu sehen. Inzwischen war er schon alt, aber das hinderte ihn nicht daran, zu Ehren meiner Tochter ein paar Salti rückwärts zu springen. Scott ließ den beiden genügend Zeit, ihr Wiedersehen zu feiern und hob Dewey dann hoch, um ihn zu kraulen. Nicht am Bauch, was Dewey hasste, sondern am Rücken. Scott trug ihn mit dem Dewey-Tragegriff in der leeren Bibliothek herum. Dann holte er seinen Fotoapparat heraus und machte ein paar Aufnahmen für seine Mutter. Sie hatte die Geschichten über Dewey gehört und war ein großer Fan unseres Katers. Scotts Umgang mit Dewey und Deweys Verhalten gegenüber Scott sagten mir alles, was ich wissen musste.

Ich fand es überhaupt nicht ungewöhnlich, dass meine erwachsene Tochter ihren Freund in die Bücherei brachte, damit er dort die Katze ihrer Mutter kennenlernte. Schließlich bedeutete mir Dewey mehr als jedes andere Tier. Nie hätte ich mir vorstellen können, dass mir ein Tier so wichtig werden würde, wie er.

Kater Dewey gehörte zu meiner Familie und seine Meinung war mir wichtig. Wie konnte jemand ernsthaft hoffen, Teil dieser Familie werden zu können, wenn er ihn nicht kannte? Doch all diese tiefen Gefühle änderten nichts daran, dass Dewey in die Bücherei gehörte. Sein Platz war bei den Besuchern.

Wenn die Bücherei mehrere Tage hintereinander geschlossen war, schnappte ich mir Dewey und holte ihn zu mir nach Hause. Eine Weile hielt der Kater es dort aus, aber sobald wir im Auto waren und wieder in die Stadt fuhren, wurde er ganz aufgereggt. Er stützte sich mit den Vorderpfoten am Armaturenbrett ab und starrte durch die Windschutzscheibe nach draußen. In den Kurven musste ich achtgeben, dass er nicht abrutschte und auf der Fußmatte aufkam. Er zitterte beinahe vor Vorfreude.

Wenn er das »Sister's Café« roch, wusste Dewey, dass es nur noch ein paar Blocks waren. Er wurde dann richtig aufgereggt, kletterte zur Armlehne und stemmte sich mit den Vorderpfoten gegen das Seitenfenster, als wolle er die Tür aufdrücken.

Wir sind da! Wir sind da!

Er blickte über die Schulter und miaute, wenn wir in die Nebenstraße hineinfuhren. Sobald ich die Tür öffnete, sprang er in meine Arme und ich durfte ihn über die Schwelle tragen. Es kam mir so vor, als strahlte er vor Glück und Zufriedenheit. Dewey liebte nichts mehr als sein Zuhause.

Das Filmteam aus Fernost



2003, als Dewey 15 Jahre alt war, erhielten wir eine E-Mail aus Japan. Weil ich nach dem ersten Lesen nicht ganz sicher war, ob ich sie richtig verstanden hatte, las ich sie ein zweites Mal durch. Aber es stimmte tatsächlich: Das japanische Fernsehen wollte Dewey filmen! Es sollte ein Dokumentarfilm werden. Von Dewey hatten sie durch einen Artikel in der japanischen Zeitschrift *Nekobiyori* erfahren. Ob wir damit einverstanden seien, dass ein Filmteam für einen Tag nach Spencer kam?

Komisch! Wir hatten gar nicht gewusst, dass eine japanische Zeitung über Dewey berichtet hatte.

Ein paar Monate später trafen sechs Japaner aus Tokio ein. Sie waren nach Des Moines geflogen, der Hauptstadt von Iowa, und von dort aus mit einem gemieteten Minibus nach Spencer gefahren.

Im Mai ist es in Iowa herrlich. Man kann gerade noch so über die Maispflanzen schauen, dass man einen freien Blick über die Felder hat. Allerdings sind es von Des Moines nach Spencer über 300 Kilometer und man bekommt die ganze Fahrt über nur Maisfelder zu sehen. Was wohl sechs Städter aus Tokio denken mochten, nachdem sie sich dreieinhalb Stunden lang Mais gesehen hatten? Wir würden sie das fragen müssen, denn sie waren wohl die einzigen Bewohner von Tokio, die jemals diese Reise machen würden.

Das Filmteam hatte nur einen Tag Zeit und ich sollte deshalb bereits morgens um sieben zur Bücherei kommen. Es war ein grauer, verregneter Morgen. Die Dolmetscherin, die einzige Frau im Team, bat mich, die Eingangstüren zur Straße hin zu öffnen, damit sie ihre Kameras im Vorraum aufstellen konnten. Während sie noch ihre Ausrüstung hereinholten, kam Dewey um die Ecke getapst. Er schlief noch halb und streckte seine Hinterbeine, wie Katzen es oft nach dem Aufwachen tun. Als er mich sah, trabte er näher und winkte mir zu.

Ach, du bist das! Was willst du denn hier schon so früh? Ich hatte dich erst in 20 Minuten erwartet.

Unser Kater besaß ein so ausgezeichnetes Zeitgefühl, dass man die Uhr nach ihm hätte stellen können.

Als die Kameras aufgestellt waren, meinte die Dolmetscherin: »Wir möchten gerne, dass er noch einmal winkt.«

Oje! Ich versuchte zu erklären, dass Dewey nur einmal am Tag winkte, nämlich dann, wenn er mich morgens zum ersten Mal sah. Der Regisseur Mr. Hoshi wollte das nicht akzeptieren. Er war es nicht nur gewohnt, Befehle zu erteilen sondern auch, dass sie ausgeführt wurden. In seinen Augen war er hier derjenige, der das Sagen hatte und er wollte jetzt dieses Winken sehen.

Also kehrte ich zu meinem Auto zurück und ging dann wieder zur Bücherei, um so zu tun, als hätte ich sie an jenem Morgen noch nicht betreten. Dewey starrte mich ratlos an.

Was? Du warst doch schon vor fünf Minuten hier!

Ich ging in den Hauptraum hinein, schaltete das Licht ein, schaltete das Licht wieder aus, ging zum Auto, wartete fünf Minuten und kam in die Bücherei zurück. Mr. Hoshi meinte, auf diese Weise könnten wir Dewey austricksen, damit der glaubte, es sei schon der nächste Morgen. Natürlich ließ Dewey sich nicht austricksen.

Eine Stunde lang versuchten wir, einen winkenden Dewey zu filmen. Schließlich sagte ich: »Der arme Kater wartet schon die ganze Zeit auf sein Futter. Ich muss ihm jetzt etwas geben.«

Mr. Hoshi sah das ein. Ich schnappte mir Dewey und trug ihn zuerst zu seinem Katzenklo. Es musste ihm nicht auch noch in Gegenwart der Japaner ein Malheur passieren. Dewey erleichterte sich und frühstückte anschließend gemütlich. Als er damit fertig war, standen die Kameras schon im Hauptraum bereit. Sie waren um die halbe Welt gereist, aber auf das Winken mussten sie verzichten. Dafür bekamen sie alles andere zu sehen. Dewey war mit zunehmendem Alter gemächlicher geworden, aber seine Begeisterung für Fremde hatte er nicht verloren. Besonders nicht für Fremde mit Kameras. Er begrüßte alle Mitglieder des Teams, indem er an ihren Beinen entlangstrich. Ein Kameramann legte sogar seinen Apparat auf den Fußboden, um den Raum aus Deweys Perspektive aufzunehmen. Dann bat die Dolmetscherin mich höflich, Dewey in ein Regal zu setzen. Er blieb dort sitzen und ließ sich filmen. Er sprang von Regal zu Regal. Irgendwann meinte die Frau: »Lassen Sie ihn zwischen den Buchreihen entlanggehen und am Ende des Regals herunterspringen.«

Moment mal, dachte ich. Er ist ein Kater und kein dressiertes Zirkustier, und so präzise Befehle kann er einfach nicht ausführen. Ich hoffe, Sie sind nicht mit der Erwartung hergekommen, hier eine einstudierte Show zu sehen zu bekommen. Nie im Leben wird er dort auf diesem Regal zwischen den Büchern Slalom laufen und auf Kommando herunterspringen!

Ich stellte mich an das hintere Ende der Regalreihe und rief: »Komm her, Dewey!«

Dewey lief an den Regalbrettern entlang, quetschte sich zwischen die Bücher, sprang und landete vor meinen Füßen. Unglaublich!

Weitere Wünsche? Oh ja, es kamen jede Menge. Fünf Stunden lang erteilte Mr. Hoshi Befehle und Dewey befolgte sie. Er setzte sich auf einen Computer. Er setzte sich auf einen Tisch. Er setzte sich mit gekreuzten Vorderpfoten auf den Boden und schaute in die Kamera. Er ließ sich auf seinem Lieblings-Bücherwagen herumfahren, in vollkommen entspannter Haltung, sodass seine Beine durch das Gitter herunterhingen. Zum Trödeln blieb keine Zeit, es war zu viel zu tun.

Eine Frau erklärte sich einverstanden, zusammen mit ihrer dreijährigen Tochter in dem Film mitzuwirken und ich setzte Dewey zu ihnen in den Sessel. Das Mädchen war nervös und zupfte und zerrte ständig an Dewey herum, doch es machte ihm nichts aus. Er schaffte es, die ganzen, quälenden fünf Minuten lang heiter in die Kamera zu blicken.

Ich hatte der Dolmetscherin erzählt, dass die Leute aus den gesamten USA herkamen, um Dewey zu besuchen, aber ich nahm an, dass Mr. Hoshi mir das nicht glaubte. Doch dann kam wie bestellt eine Familie aus New Hampshire zur Tür herein. Sie waren in Des Moines zu einer Hochzeit eingeladen gewesen und hatten spontan beschlossen, ein Auto zu mieten, um Dewey persönlich kennenzulernen. Das war, wie gesagt, eine dreieinhalbstündige Autofahrt!

Mr. Hoshi interviewte die Familie. Er ließ sie dabei filmen, wie sie mit ihrem Camcorder ihrerseits Dewey filmten. Ich zeigte dem Mädchen, das fünf oder sechs Jahre alt sein mochte, den Dewey-Tragegriff und wie sie sacht hin und her schaukeln sollte, damit er seinen Kopf auf ihren Rücken hinunterhängen ließ und die Augen schloss. Die Familie blieb eine Stunde lang und das japanische Filmteam ging kurz danach. Als alle fort waren, schlief Dewey völlig erschöpft ein.

Wir erhielten zwei Kopien des Films auf DVD. Der Elektronikladen an der Ecke lieh uns ein riesiges Fernsehgerät und wir luden zu einer Filmvorführung in die Bücherei ein. Mittlerweile war

Dewey auch im kanadischen und neuseeländischen Fernsehen zu sehen gewesen, Zeitungen und Zeitschriften aus Dutzenden von Ländern hatten über ihn berichtet und seine Fotos kannte man inzwischen in aller Welt. Aber das hier war anders: Es war eine Sendung, die weltweit ausgestrahlt wurde.

Ich hatte kurz mal in den Film hineingeschaut und war deshalb ein wenig nervös. Es war der Bericht einer Reise durch die Welt der Büchereikatzen und handelte 26 Katzen ab, eine für jeden Buchstaben des Alphabets – unseres lateinischen Alphabets wohlgemerkt, obwohl es ein japanischer Film war.

Ich hielt eine kleine Einführungsrede: »Der Film zeigt viele Katzen. Dewey kommt gegen Ende und gesprochen wird in dem Film nur japanisch. Deshalb sollten wir zuvor abstimmen: Wollen wir gleich zu der Stelle gehen, an der Deweys Teil anfängt, oder sehen wir uns den ganzen Film an?«

»Den ganzen Film! Den ganzen Film!«

Zehn Minuten später riefen alle: »Vorspulen! Vorspulen!« Es war – vorsichtig ausgedrückt – überaus langweilig, herumsitzende Katzen zu sehen und Interviews zu hören, die man nicht verstand.

Als wir zum Buchstaben W kamen, hallte ein Aufschrei durch das Publikum und weckte alle, die inzwischen eingenickt waren. Da war unser Dewey, mit dem Untertitel *Working Cat* (»Berufstätige Katze«) auf Englisch und auf Japanisch. Und da war ich: Ich ging durch den Regen zur Bücherei, während der Kommentator irgendetwas auf Japanisch erzählte. Wir verstanden nur drei Wörter: »Amerika, Iowa, Spencer«. Wieder ging ein Jubelruf durch den Raum. Einige Sekunden später verstanden wir: »Dewey a-Deedamore Booksa!«

Und nun sah man Dewey an der Eingangstür sitzen (und ich muss zugeben, dass es noch netter ausgesehen hätte, hätte er gewunken). Danach kamen Aufnahmen von Dewey, in einem Buchregal sitzend. Dewey, der zwischen zwei Buchreihen durchging. Dewey sitzend und wieder sitzend. Dewey, wie er unter einem Tisch von einem kleinen Jungen gestreichelt wurde ... und dann wieder sitzend. Nach anderthalb Minuten war es vorbei. Kein kleines Mädchen, das Dewey auf dem Schoß hielt. Kein Dewey über der Schulter, keine Fahrt im Bücherwagen und keine Familie aus New Hampshire. Sie hatten nicht einmal die Aufnahme verwendet, in der Dewey oben auf dem Buchregal entlangging, sich zwischen den Büchern hindurchschlängelte und am hinteren Ende hinuntersprang. Für anderthalb Minuten Filmaufnahmen einer sitzenden Katze waren sie um die halbe Welt geflogen!

In der Bücherei herrschte erschüttertes Schweigen.

Und dann brach lauter Jubel los. Unser Dewey war ein internationaler Star. Jetzt hatten wir den Beweis. Was machte es schon aus, dass wir den Kommentar nicht verstanden hatten oder dass der Beitrag über Dewey kaum länger gewesen war als eine Werbepause? In dem Film konnte man unsere Bücherei sehen, unsere Bibliothekarinnen und unseren Dewey. Und der Kommentator hatte ganz deutlich gesagt: »Amerika, Iowa, Spencer«.

Diesen japanischen Dokumentarfilm vergaß die Stadt Spencer nie. Die beiden Kopien werden in der Bücherei aufbewahrt, doch es will sie nie jemand ansehen. *Puss in Books*, der Dokumentarfilm von Gary Roma, ist wesentlich beliebter. Aber der Besuch eines japanischen Filmteams in Spencer wird für immer ein unvergessliches Ereignis bleiben. Sowohl der Lokalsender des Radios als auch die Tageszeitung berichteten ausführlich darüber und monatelang kamen die Leute in die Bücherei, nur um darüber zu reden.

»Wie waren die Filmleute denn so?«

»Was haben sie gegessen?«

»Was haben sie sonst noch gemacht, als sie hier in der Stadt waren?«

»Was haben sie außerdem noch gefilmt?«

»Ist es nicht unglaublich?«

Natürlich waren die Einwohner von Spencer nicht die Einzigen, die sich den Film ansahen. Nachdem er gesendet worden war, erhielten wir mehrere Briefe aus Japan und vierzig Bestellungen für Dewey-Postkarten.

Die Webseite unserer Bücherei listet auf, von welchen Ländern aus sie aufgerufen wird und noch Jahre nach der Ausstrahlung des Films in Japan waren Japaner nach den Amerikanern die zweitwichtigste Besuchergruppe auf der Website. An unseren Büchern waren die japanischen Gäste sicher nicht interessiert, aber ich glaube, am liebsten hätten sie sich Dewey ausgeliehen.

Der Büchereilöwe



Ich merkte, dass Dewey allmählich taub wurde, als er auf das Wort »baden« nicht mehr reagierte. Jahrelang war er auf und davon galoppiert, sobald er es hörte. Wenn es zum Beispiel in der Unterhaltung zwischen Bibliothekarinnen fiel, weil eine sagte: »Gestern habe ich die Badewanne geputzt«, war Dewey – *wusch* – verschwunden.

»Es ging nicht um dich, Dewey!« Aber darauf reagierte er nicht. Sobald jemand »baden« sagte oder »Bürste« oder »Kamm«, »Doktor« oder »Tierarzt«, lief der Kater möglichst weit weg, und ganz besonders, wenn Kay oder ich es waren, die diese Wörter aussprachen.

Wenn ich verreiste oder krank war, kümmerte Kay sich um Dewey. Brauchte er etwas, wie zum Beispiel Streicheleinheiten, und ich war nicht da, ging er zu Kay. Obwohl sie sich ihm gegenüber anfangs eher distanziert verhalten hatte, war sie im Laufe der Jahre zu seiner zweiten Mutter geworden, zu einer Mutter, die ihn liebte, seine schlechten Angewohnheiten aber nicht duldete. Wenn Kay und ich beisammen standen und eine von uns das Wort »Wasser« auch nur dachte, flitzte Dewey weg.

Eines Tages aber sagte jemand »baden« und Dewey blieb, wo er war. Das machte mich misstrauisch. Ich begann, ihn genauer zu beobachten. Mir fiel auf, dass er sich nicht mehr jedes Mal versteckte, wenn ein Lastwagen die Straße hinter der Bücherei entlangrumpelte. Wenn er früher gehört hatte, wie die hintere Tür geöffnet wurde, war er hingelaufen, um an den angelieferten Paketen zu schnuppern. Jetzt reagierte er nicht mehr auf das Öffnen der Tür. Auf laute Geräusche hin zuckte er nicht mehr zusammen und er kam nicht mehr so oft, wenn Besucher ihn riefen. Das musste aber nicht unbedingt mit seinem Hörvermögen zu tun haben.

Dewey war jetzt 17 Jahre alt. Das entsprach einem Menschenalter von 85 Jahren. Immer noch begrüßte er die Leute vorne an der Tür. Er hatte Arthritis an der linken Hüfte und wenn man ihn falsch anfasste oder schubste, humpelte er unter Schmerzen davon.

Vormittags und nachmittags verbrachte er immer mehr Zeit auf dem Ausleihtisch, wo er sich von den Bibliothekarinnen beschützt wusste. Von seiner Schönheit und Beliebtheit war er sehr überzeugt und wusste, dass die Leute zu ihm kommen würden. Er sah wie ein Löwe aus, der von einem erhöhten Punkt aus sein Reich überwachte. Er saß sogar so da wie ein Löwe, die Hinterbeine unter den Körper gezogen, die Vorderbeine vorne ausgestreckt und gekreuzt, die reinste Verkörperung von Anmut und Würde.

Meine Kolleginnen waren dazu übergegangen, die Besucher zu bitten, mit Dewey behutsamer umzugehen. Besonders Joy achtete darauf. Sie brachte öfter ihre Nichten und Neffen mit und wusste, wie grob Menschen sein konnten.

»Inzwischen«, erklärte sie den Besuchern, »mag Dewey es am liebsten, wenn man ihm sanft den Kopf krault.«

Sogar die Grundschul Kinder begriffen, dass Dewey inzwischen ein alter Herr geworden war und gingen auf seine Bedürfnisse ein. Dies war die zweite Generation von Kindern, die er erlebte: Ihre Eltern hatten Dewey als Kinder kennengelernt, als er ein Kätzchen war. Inzwischen waren sie alle erwachsen und sorgten dafür, dass sich ihre Kinder in Deweys Gegenwart benahmen. Wenn die Kleinen ihn behutsam liebkosten, schmiegte sich Dewey an ihre Beine oder ließ sich, sofern sie auf dem Fußboden saßen, auf ihrem Schoß nieder. Doch wenn sie allzu unsanft mit ihm umgingen, lief er weg.

»Es ist schon in Ordnung, Dewey«, beruhigte ich ihn. »Hauptsache, du fühlst dich wohl.«

Nach Jahren der Fehlkäufe hatten wir endlich ein Katzenbett gefunden, in dem sich unser Kater wohlfühlen schien. Es war klein und mit weißem Webpelz eingefasst, und die Liegefläche war beheizbar. Wir stellten es vor den Heizkörper in meinem Büro. Dewey liebte es, bei voll aufgedrehter Beheizung in diesem Bettchen zu liegen.

Im Winter, wenn der Heizkörper auch noch eingeschaltet war, wurde ihm durch die beiden Wärmequellen so warm, dass er sich von Zeit zu Zeit aus dem Katzenbett wälzen und auf dem Fußboden herumrollen musste, um sich abzukühlen. Wenn Katzen hecheln könnten, hätte er sicher auch noch gehechelt. Sobald er sich abgekühlt hatte, kletterte er in sein Bett zurück und begann das Ganze von vorne.

Wärme war nicht seine einzige Schwäche. Ich war vielleicht viel zu nachgiebig mit ihm, aber Donna, unsere Bibliotheksassistentin in der Kinderabteilung, verwöhnte ihn nach Strich und Faden. Wenn Dewey sein Futter nicht sofort fraß, wärmte sie es ihm in der Mikrowelle auf. Wollte er es dann immer noch nicht, warf sie es weg und öffnete eine neue Dose.

Den gebräuchlichen Marken traute Donna nicht. Warum sollte Dewey Schlachtabfälle fressen? Deshalb fuhr Donna regelmäßig in das 24 Kilometer entfernte Milford. Hier gab es einen kleinen Laden, der exotischeres Katzenfutter verkaufte. Donna erstand Futter mit Entengeschmack. Dewey mochte es eine Woche lang. Danach versuchte sie es mit Lamm, aber auch dafür konnte er sich nicht länger begeistern. Donna probierte eine Sorte nach der anderen aus.

Trotz all unserer Bemühungen magerte Dewey ab. Bei der nächsten Untersuchung verschrieb Frau Dr. Franck Dewey Aufbaumittel, damit er wieder ein bisschen zulegte. Ja, richtig, Dewey hatte inzwischen eine Tierärztin, denn Dr. Esterly, den Dewey so gefürchtet und gehasst hatte, war in den Ruhestand gegangen und hatte seine Praxis einer Tierschutzorganisation überschrieben.

Frau Dr. Franck gab mir auch ein Gerät mit, mit dem ich die Pillen in Deweys Schlund hineinschießen sollte, damit er sie nicht wieder ausspuckte. Doch Dewey war schlau. Er nahm seine Pille so brav, dass ich die Angelegenheit für erledigt hielt. Er wartete fünf Minuten, bis ich ihn nicht mehr beobachtete, schlich sich dann hinter irgendein Regal und würgte die Pille wieder heraus. Ich fand die kleinen, weißen Dinger überall in der Bücherei.

Ich wollte Dewey nicht zwingen, seine Medikamente zu nehmen. Inzwischen war er 18 Jahre alt, was ungefähr 90 unserer Jahre entsprach. Wenn er die Pillen nicht runterschlucken wollte, dann eben nicht. Stattdessen kaufte ich ihm Joghurt und ließ ihn jeden Tag ein bisschen davon aufschlecken. Als hätte ich damit den Startschuss gegeben, hielten sich die anderen nun auch nicht mehr zurück.

Kay begann, ihm Stückchen von dem Aufschnitt zu geben, mit dem sie ihre Sandwiches belegte. Joy teilte ab sofort ihre Schinkenbrote mit ihm. Bald folgte Dewey ihr in die Küche, sobald er sie mit einer Tüte in der Hand durch die Tür kommen sah. Einmal ließ Sharon ein ausgepacktes Sandwich auf ihrem Schreibtisch liegen. Als sie eine Minute später zurückkam, war die obere Brotscheibe umgedreht und beiseite gelegt worden. Die untere Brotscheibe lag immer noch an ihrem ursprünglichen Platz, doch der gesamte Aufschnitt war verschwunden.

2005 fanden wir nach Thanksgiving heraus, dass Dewey Putenfleisch mochte und so brachten alle ihre Truthahnreste von zu Hause mit. Wir versuchten, sie einzufrieren, aber Dewey merkte es, wenn das Fleisch nicht mehr ganz frisch war. Seinen ausgezeichneten Geruchssinn behielt Dewey sein Leben lang. Das war ein Grund, warum ich das Gesicht verzog, als Sharon ihm etwas Knoblauchhühnchen anbot, ihren Lieblings-Brotbelag.

»Das frisst er nie«, sagte ich zu ihr. »Der Knoblauchgeschmack ist viel zu intensiv.«

Er putzte alles weg. Es kam mir vor, als hätte ich ihn nie wirklich gekannt. Nachdem er 18 Jahre lang immer nur ganz besondere Sorten und Geschmacksrichtungen des besten Katzenfutters gefressen hatte, verschlang er jetzt alles.

Warum nicht, dachte ich schließlich. Wenn Dewey von unserem Essen zunimmt, ist doch alles in Ordnung. Das ist besser, als wenn er Pillen schlucken muss.

Ich kaufte ihm Braunschweiger, eine Art Leberwurst, die hier bei uns als Delikatesse gilt. Braunschweiger besteht schätzungsweise zu 80 Prozent aus Fett. Ich dachte, das sei das Richtige, um unseren Kater zu mästen, aber er rührte die Streichwurst nicht an.

Was Dewey wirklich wollte waren die Roastbeef- und Cheddarkäse-Sandwiches aus dem Schnellrestaurant. Er verschlang sie, ohne das Fleisch richtig zu kauen. Ich weiß nicht, was sie in ihre Sandwiches taten, aber seitdem Dewey sie bekam, besserte sich seine Verdauung und seine Verstopfung ließ nach. Er begann, zusätzlich zwei Dosen Katzenfutter am Tag zu fressen. Und weil die Sandwiches so salzig waren, schlabberte er täglich außerdem noch einen ganzen Wassernapf leer. Er ging sogar dazu über, wieder zu Fuß aufs Katzenklo zu gehen.

Doch Dewey hatte nicht nur ein paar Besitzer, sondern Hunderte, und die meisten von ihnen bekamen diese Verbesserungen nicht mit. Was sie sahen, war, dass ihr geliebter Kater immer dünner wurde. Dewey schreckte auch nicht davor zurück, die Öffentlichkeit darauf aufmerksam zu machen, wie schlecht er versorgt wurde. Er saß auf dem Ausgabetisch und wenn jemand kam, um ihn zu streicheln, fing er zu wimmern an. Sie fielen jedes Mal darauf rein.

»Dewey, was ist denn los?«

Er führte sie zu seinem Fressnapf und starrte mit betrübttem Blick auf das Futter. Dann schaute er wieder sie an, mit großen, traurigen Augen, und ließ den Kopf sinken.

»Vicki! Dewey hat Hunger!«

»Da in seinem Napf ist der Inhalt einer ganzen Dose.«

»Aber er mag es nicht.«

»Das ist die zweite Sorte, die wir heute Vormittag ausprobieren. Das Futter aus der ersten Dose habe ich vor einer Stunde weggeworfen.«

»Aber er weint! Schau ihn dir nur an! Er ist gerade hier auf dem Fußboden zusammengebrochen.«

»Aber ich kann doch nicht eine Dose nach der anderen öffnen und anschließend alles wegwerfen.«

»Und wenn ihr es mal mit etwas anderem probiert?«

»Er hat heute Morgen schon ein ganzes Roastbeef- und Cheddarkäse-Sandwich vertilgt.«

»Aber schau ihn dir doch an! Er ist so dünn! Ihr müsst ihm mehr zu fressen geben.«

»Mach dir keine Sorgen, wir kümmern uns gut um ihn.«

»Aber er sieht so mager aus! Kannst du ihm nicht mir zuliebe etwas geben?«

Das könnte ich tun, dachte ich im Stillen. Nur dass Dewey dasselbe Spielchen schon gestern gespielt hatte. Und vorgestern. Und vorgestern. Und du bist heute der Fünfte, für den er das Theaterstück vom hungrigen Kater aufführt.

Aber wie sollte ich das einem Bibliotheksbesucher erklären? Ich gab jedes Mal nach, und Dewey sah das natürlich als Ermutigung an. Ich glaube, die Leckerbissen schmeckten ihm noch besser, wenn er wusste, dass ich sie ihm eigentlich nicht hatte geben wollen. Sie schmeckten dann nach Sieg.

Das Äußere kann täuschen!



Als Dewey langsam alt wurde, gingen Freunde und Besucher behutsamer mit ihm um, nahmen sich mehr Zeit, um sich mit ihm zu unterhalten und achteten stärker auf seine Bedürfnisse. Gelegentlich meinte jemand, unser Kater wirke schwach, mager oder ungepflegt, aber ich wusste, dass derjenige es nur sagte, weil er Anteil nahm und wollte, dass es Dewey gut ging.

»Was ist denn mit seinem Fell?«, war die Frage, die wohl am häufigsten gestellt wurde.

»Nichts«, antwortete ich dann immer. »Es sieht nur so aus, weil er alt ist.«

Tatsächlich hatte Deweys Fell den früheren Glanz verloren. Es war nicht mehr leuchtend orange, sondern matt kupferfarben. Außerdem verfilzte es inzwischen stärker und ich kam mit der Bürste kaum noch dagegen an. Ich ging mit Dewey zu Frau Dr. Franck. Sie erklärte mir, dass sich die kleinen Hornzapfen auf der Katzenszunge mit zunehmendem Alter abnutzten. Selbst wenn sich die Tiere regelmäßig putzten, konnten sie ihr Fell dann nicht mehr so gut »durchkämmen«.

»Das hier«, sagte Dr. Franck und meinte das verklumpte Fell an Deweys Hinterteil, »macht allerdings drastische Maßnahmen erforderlich.«

Da das verknotete Fell an Deweys Hinterteil Hautentzündungen hervorrufen konnte, beschloss sie, es abzurasierieren.

Nach diesem Tierarztbesuch war Dewey vorne zottelig und hinten nackt. Es sah aus, als trüge er einen Pelzmantel, aber keine Hosen. Es wirkte so lächerlich, dass einige Kolleginnen laut herausplatzten, als ich ihn in die Bücherei zurückbrachte.

Aber das Lachen verging ihnen, als sie Deweys gedemütigten Gesichtsausdruck bemerkten. Er lief ein paar Schritte weit fort und setzte sich dann hin, um sein Hinterteil zu verstecken. Kurz darauf lief er wieder ein paar Schritte und hockte sich hin. Abwechselnd laufend und sitzend schaffte er es endlich zu seinem Katzenbettchen, legte sich hinein, bedeckte den Kopf mit den Pfoten und kuschelte sich an sein Lieblingsspielzeug »Marty Mouse«.

Die nächsten Tage platzierte er sich so unter die Buchregale, dass man immer nur den vorderen Teil seines Körpers sehen konnte.

Deweys Gesundheitszustand war insgesamt nicht so gut. Meine Kolleginnen sprachen nicht darüber, aber ich merkte, dass sie sich Sorgen machten. Jeder wusste, dass ich die Hauptverantwortliche für Dewey war. Sie wollten während meiner Abwesenheiten auf gar keinen Fall Entscheidungen treffen, die seine Gesundheit betrafen.

»Tut einfach, was ihr für richtig haltet«, sagte ich ihnen immer, wenn ich in Sachen Bücherei verreisen musste.

Ich konnte ihnen nicht versprechen, dass während meiner Abwesenheit nichts passierte, aber ich versicherte ihnen, dass ich merken würde, wenn er ernsthaft krank war. Und in solch einem Fall würde ich ihn zum Tierarzt bringen und tun, was zu tun war.

Abgesehen davon war Dewey ja gar nicht krank. Er sprang immer noch auf den Ausgabetrichter und wieder herunter. Daran konnte ich sehen, dass seine Arthritis gar nicht so schlimm war. Seine Verdauung funktionierte besser als je zuvor, aber er hatte immer noch gerne Gesellschaft, wenn er sein Katzenklo benutzte. Doch im Umgang mit einer älteren Katze braucht man viel Geduld und nicht alle Angestellten der Bücherei brachten die auf.

Je betagter er wurde, desto weniger Fans hatte Dewey in der Stadt. Zuerst fielen diejenigen ab, die ihn nie wirklich gemocht hatten, danach die Unentschlossenen und sodann einige Stammleser, die in ihrer Bücherei nur eine attraktive, aktive Katze antreffen wollten. Und schließlich jene Mitglieder der Belegschaft, die keine Lust hatten, sich um einen alten Kater zu kümmern.

Obwohl ich das wusste, war ich überrascht, dass sich die Versammlung des Bücherei-Aufsichtsrates im Oktober zu einer Abstimmung über Dewey entwickelte. Ein Besucher hatte erwähnt, dass er nicht gut aussah. Der Aufsichtsrat schlug vor, tierärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

»Bei der letzten Untersuchung«, berichtete ich, »stellte Dr. Franck bei Dewey eine Schilddrüsenüberfunktion fest. Das ist ebenso altersbedingt wie seine Arthritis, seine trockene Haut und die dunklen Altersflecken auf Lippen und Rachen. Dr. Franck hat etwas dagegen verschrieben, das ich in Deweys Ohr einreibe. Sein Allgemeinzustand hat sich bereits gebessert. Und machen Sie sich keine Sorgen ...«, fügte ich hinzu, »wir finanzieren die Medikamente durch Spenden und den Rest bezahle ich aus eigener Tasche. Kein einziger Penny der Stadt wird für Dewey verwendet.«

»Ist Schilddrüsenüberfunktion etwas Ernstes?«

»Ja, aber sie lässt sich behandeln.«

»Wird von dem Medikament auch sein Fell besser?«

»Stumpfes Fell ist keine Krankheit, es ist ebenso altersbedingt wie die grauen Haare, die wir bekommen.«

Dafür hätten sie eigentlich Verständnis haben sollen, denn am Tisch saß niemand, der nicht wenigstens ein paar graue Haare auf dem Kopf hatte.

»Und warum ist er immer noch so mager?«

Ich erzählte, was er zu fressen bekam und dass Donna und ich das Katzenfutter zunehmend durch Rindfleisch- und Cheddar-Käse-Sandwiches ersetzten.

»Aber er sieht nicht gut aus«, warf jemand ein.

Immer wieder kamen sie darauf zurück: Dewey sah nicht gut aus, Dewey ließ die Bücherei in einem schlechten Licht erscheinen. Ich weiß, dass sie es gut meinten, aber nachvollziehen konnte ich ihren Standpunkt nicht. Es stimmte, dass Dewey nicht mehr so niedlich aussah wie früher, aber schließlich wird jeder mal älter. Achtzigjährige sehen nun mal nicht wie Zwanzigjährige aus und das sollen sie auch gar nicht.

»Warum nehmen Sie Dewey nicht zu sich nach Hause? Ich weiß, dass er bei Ihnen ist, wenn die Bücherei geschlossen bleibt.«

Das hatte ich selbst schon überlegt, aber ich wusste, dass Dewey bei mir nicht wirklich glücklich sein würde. Ich war nicht viel zu Hause und Dewey hasste es, alleine zu sein. Er wollte Leute um sich haben.

»Vicki, es gab Beschwerden. Verstehen Sie denn nicht? Unsere Aufgabe ist es, für die Bürger unserer Stadt zu sprechen.«

Der Aufsichtsrat schien mir sagen zu wollen, dass die Stadt Dewey nicht mehr in der Bücherei haben wollte. Das war lächerlich, denn ich sah jeden Tag, wie sehr die Menschen dieser Stadt Dewey liebten. Vielleicht waren beim Aufsichtsrat ein paar Beschwerden eingegangen, aber Beschwerden

hatte es schon immer gegeben. Jetzt, wo Dewey nicht mehr so gut aussah, wurden diese Stimmen lauter. Das bedeutete aber nicht, dass sich die ganze Stadt gegen Dewey verschworen hatte. Im Laufe der Jahre hatte ich begriffen, dass diejenigen Menschen, die Dewey gerne hatten und die ihn wirklich brauchten nicht diejenigen mit den lautesten Stimmen waren.

Und selbst wenn die Befürchtungen des Aufsichtsrats zutrafen und die Mehrheit der Bürger von Spencer inzwischen gegen Dewey war, hatten wir dann nicht trotzdem die Pflicht, für ihn einzutreten? Sogar wenn nur fünf Menschen wollten, dass er in der Bücherei blieb. Wir konnten Dewey nicht einfach rauswerfen, weil uns der Anblick des alten, schwachen Katers nicht länger mit Stolz erfüllte.

Im Grunde aber hatte mir der Aufsichtsrat damit noch etwas anderes sagen wollen: »Dewey ist nicht Ihre Katze, sondern er gehört der Stadt. Weil wir die Stadt vertreten, haben wir zu entscheiden, und wir wissen, was das Beste ist.«

Ich hatte wenig dagegenzusetzen. Dewey war tatsächlich Spencers Katze. Gleichzeitig war er aber auch *meine* Katze. Und schlussendlich war er eine *Katze*. Bei dieser Versammlung merkte ich allmählich, dass Dewey für diese Leute kein Tier aus Fleisch und Blut mehr war, sondern ein Gegenstand. Einige Mitglieder des Aufsichtsrates sahen den Kater Dewey anscheinend nur noch als Symbol.

Außerdem muss ich gestehen, dass mir (an jenem Nachmittag) noch ein weiterer Gedanke durch den Kopf ging: Ich werde älter und meine Gesundheit ist nicht mehr die beste. Werden sie mich auch rauswerfen?

»Ich weiß, dass ich Dewey am Nächsten stehe«, sagte ich zu den Aufsichtsräten. »Vielleicht denken Sie, ich liebe Dewey zu sehr, und dass dies mein Urteilsvermögen trübt. Aber glauben Sie mir, ich weiß, wenn es so weit ist. Ich habe mein Leben lang Tiere gehabt und wenn es nicht mehr anders ging, habe ich sie einschläfern lassen. Es ist hart, aber wenn es sein muss, werde ich es tun. Auf gar keinen Fall will ich, dass Dewey leidet.«

Jemand kam auf die Idee, ein Komitee aufzustellen, das über Deweys Zukunft entscheiden sollte. Als sie schon überlegten, wen sie dafür aufstellen könnten, meldete sich eine Dame namens Sue Hitchcock energisch zu Wort: »Das ist ja lächerlich. Ich kann nicht glauben, dass wir überhaupt über dieses Thema reden. Vicki arbeitet seit 25 Jahren in der Bücherei und hat sich 19 Jahre lang um Dewey gekümmert. Vicki weiß genau, was sie tut und wir sollten ihr Urteilsvermögen wirklich nicht infrage stellen.«

Zu meiner unsäglichen Erleichterung stimmten ihr sofort alle kleinlaut bei. Es war soeben ein Sieg errungen worden: für Dewey, für die Bücherei, für die Stadt und auch für mich.

Armer kranker Kater



Im September 2006, wenige Wochen vor der im vorhergehenden Kapitel geschilderten Aufsichtsratssitzung, kamen zu einer Veranstaltung knapp hundert Menschen in die Bücherei. Ich hatte gedacht, Dewey würde sich in den Büros verstecken, doch stattdessen mischte er sich wie gewohnt unter die Leute. Wie ein Schatten glitt er zwischen unseren Gästen hindurch. Viele bemerkten ihn gar nicht richtig, aber immer wieder fand sich zwischendurch jemand, der ihn streichelte.

Nach der Veranstaltung kletterte Dewey in sein Bettchen über Kays Schreibtisch. Er war ganz offensichtlich erschöpft. Kay ging zu ihm hin und kraulte ihn ein bisschen am Kinn. Es war ein Dankeschön, wie wir es gelegentlich Freunden sagen, wenn wir ihnen dafür danken wollen, dass sie Teil unseres Lebens sind.

Zwei Monate später, Anfang November, begann Deweys Gang unsicher zu werden. Er pinkelte außergewöhnlich oft und mitunter nicht in sein Katzenklo, sondern auf die untergelegte Zeitung. So etwas hatte er noch nie zuvor getan. Aber er zog sich nicht zurück, sondern sprang immer noch auf den Ausgabetisch und wieder runter. Er suchte weiterhin den Kontakt zu den Besuchern und schien auch keine Schmerzen zu haben. Ich rief Frau Dr. Franck an und sie riet mir nur, ihn sorgfältig zu beobachten.

Dann, an einem Morgen nach Thanksgiving, winkte mir Dewey nicht zu. Stattdessen saß er nur vor der Eingangstür und wartete auf mich. Ich beeilte mich, ihn zu seinem Katzenklo zu tragen und füllte seinen Napf. Er aß ein paar Bissen und begleitete mich dann auf meiner Runde durch die Bücherei. Weil ich eine Reise nach Florida vorbereiten musste, ging ich in mein Büro und ließ Dewey in der Obhut meiner Kolleginnen zurück. Wie immer schaute er vorbei, um an meinem Belüftungsgitter zu schnuppern, um sicherzugehen, dass mir von dort keine Gefahr drohte. Je älter er geworden war, desto mehr hatte er sich um unsere Sicherheit gesorgt.

Um halb zehn stand ich vom Schreibtisch auf, um Deweys zweites Frühstück zu holen, ein Schinken-, Ei- und Käsebrötchen einer Schnellrestaurantkette. Als ich in die Bücherei zurückkehrte, lief Dewey mir nicht wie sonst entgegen. Ich nahm an, dass unser schwerhöriger Kater die Tür nicht gehört hatte. Tatsächlich fand ich ihn schlafend in einem Sessel in der Nähe des Ausgabetisches. Ich wedelte mit dem Beutel herum, um den Geruch seines Inhalts zu verbreiten, und Dewey sprang aus dem Sessel und sauste in mein Büro. Ich zerkleinerte für ihn den Brötchenbelag und er fraß vier oder fünf Happen. Danach machte er auf meinem Schoß ein Nickerchen.

Um halb elf nahm Dewey an der Vorlesestunde teil. Wie immer begrüßte er jedes Kind. Dann kuschelte er sich auf dem Schoß einer Achtjährigen zurecht, die im Schneidersitz auf dem Boden saß, und schlief wieder ein. Das Mädchen streichelte Dewey, die anderen Kinder durften ihn ebenfalls streicheln und alle waren glücklich.

Nach der Vorlesestunde kroch Dewey in sein Bettchen bei der Heizung, und als ich mittags die Bücherei verließ, lag er immer noch da. Ich wollte zu Hause Mittag essen, dann meinen Vater abholen und nach Omaha fahren, von wo aus ich am folgenden Morgen abfliegen sollte.

Zehn Minuten, nachdem ich die Bücherei verlassen hatte, klingelte mein Telefon. Es war Jann, einer unserer Angestellten.

»Dewey benimmt sich komisch.«

»Wie komisch?«

»Er schreit und läuft komisch. Und er versucht, sich in den Schränken zu verstecken.«

»Ich bin gleich da.«

Als ich kam, hockte Dewey unter einem Sessel. Ich hob ihn hoch und stellte fest, dass er ebenso stark zitterte wie an dem Morgen, an dem ich ihn gefunden hatte. An seinen weit aufgerissenen Augen erkannte ich, dass er Schmerzen hatte. Ich rief in der Tierarztpraxis an. Frau Dr. Franck war nicht da, aber ihr Ehemann Dr. Beall vertrat sie. Er riet mir, gleich zu kommen.

Ich wickelte Dewey in sein Handtuch, und er kuschelte sich sofort an mich. Es war ein kalter Tag.

Als wir bei der Tierarztpraxis ankamen, saß Dewey vor Angst schlotternd auf dem Wagenboden vor der Heizungsdüse. Ich nahm ihn hoch und merkte, dass in seinem Fell am Hinterteil Kot klebte. Sofort war ich erleichtert. Offenbar war es gar kein ernst zu nehmendes Problem.

Dr. Beall nahm Dewey in einen Behandlungsraum mit, um ihn sauber zu machen. Als er ihn mir zurückbrachte, war mein Kater nass und fror. Von Dr. Bealls Armen kletterte er in meine hinüber und sah mich flehend an.

Hilf mir!

Ich merkte, dass er immer noch nicht in Ordnung war.

»Ich habe in seinem Bauch etwas gefühlt, was nicht dort sein sollte«, sagte Dr. Beall zu mir.

Ich fragte ihn, was es sein könne und er meinte, er wisse es nicht und würde gerne eine Röntgenaufnahme machen.

Zehn Minuten später hatte er einen Befund. In Deweys Magen war ein großer Tumor, der auf Nieren und Darm drückte. Deshalb hatte Dewey öfter gepinkelt und dabei mitunter danebengetroffen.

»Im September war der Tumor noch nicht da«, erklärte mir der Tierarzt. »Deshalb nehme ich an, dass es ein schnell wachsender Krebs ist. Mit Sicherheit kann ich das aber nur nach weiteren Untersuchungen sagen.«

Schweigend sahen wir Dewey an. Niemals hätte ich an Krebs gedacht. Und dabei hatte ich geglaubt, alles über Dewey zu wissen!

»Hat er Schmerzen?«, fragte ich den Tierarzt.

»Ich fürchte, ja. Der Tumor wächst sehr schnell und deshalb wird es mit jedem Tag schlimmer werden.«

»Gibt es etwas, das Sie ihm gegen die Schmerzen geben können?«

»Nein, nichts was wirklich helfen wird.«

Ich hielt Dewey im Arm, wie ein Baby. Seit 16 Jahren hatte er sich nicht mehr auf diese Art von mir tragen lassen. Jetzt wehrte er sich nicht einmal dagegen, sondern sah mich nur an.

»Glauben Sie, dass er ständige Schmerzen hat?«

»Ja, davon müssen wir ausgehen.«

Es war, als würde mich das, was ich gerade zu hören bekam, zu Boden drücken. Es lastete wie ein entsetzlich schweres Gewicht auf mir und ich fühlte mich plötzlich ausgelaugt und erschöpft.

Gleichzeitig konnte ich es immer noch nicht glauben. Offenbar hatte ich mir vorgestellt, Dewey würde ewig leben.

Ich rief in der Bücherei an, um meinen Kolleginnen zu sagen, dass Dewey nicht mehr nach Hause zurückkommen werde. Kay war gerade nicht in der Stadt und Joy hatte keinen Dienst. Sie erreichten sie beim Einkaufen, aber da war es schon zu spät. Einige Leute kamen in die Tierarztpraxis, um sich zu verabschieden. Anstatt zu Dewey zu gehen, lief Sharon direkt auf mich zu und umarmte mich. Ich war ihr dankbar dafür. Dann umarmte ich Donna und dankte ihr, weil sie so viel für Dewey getan hatte. Donna war die Letzte, die zum Abschiednehmen kam.

»Ich möchte nicht dabei sein, wenn er eingeschläfert wird«, sagte jemand.

»Das ist schon in Ordnung«, erwiderte ich. »Ich will lieber mit ihm alleine sein.«

Dr. Beall nahm Dewey mit in ein anderes Behandlungszimmer, um die Kanülen zu legen. Dann brachte er ihn in eine frische Decke eingewickelt zurück und legte ihn in meine Arme. Ich sprach ein paar Minuten lang mit Dewey. Ich sagte ihm, wie sehr ich ihn liebte und wie viel er mir bedeutete, dass ich aber nicht wollte, dass er litt. Ich erklärte, was mit ihm geschah und warum. Ich packte ihn fester in seine Decke ein, damit er es warm hatte. Ich wiegte ihn, wie ich es mit ihm gemacht hatte, als er noch ein Kätzchen gewesen war. Dr. Beall gab ihm die erste Spritze und kurz darauf die zweite.

»Ich will ihn abhören, um zu sehen, ob sein Herz noch schlägt«, meinte er dann.

»Das brauchen sie nicht«, entgegnete ich. »Ich sehe es an seinen Augen.«

Dewey war von uns gegangen.

Geliebt und unvergessen



Acht Tage lang las ich keine Zeitungen, schaltete den Fernseher nicht ein und nahm keine Telefonanrufe entgegen. Es war gut, dass ich genau zu diesem Zeitpunkt von zu Hause weg und nach Florida musste, denn Deweys Tod traf mich sehr. Nach dem Abflug von Omaha brach ich zusammen und weinte fast bis zur Landung in Houston. Und ich weinte beinahe während des gesamten Weiterflugs nach Florida.

Das Stadtradio von Spencer widmete inzwischen seine Morgensendung Dewey. Der *Sioux City Journal* brachte einen längeren Artikel und zusätzlich noch einen Nachruf. Der Nachrichtendienst AP griff die Geschichte auf und verschickte sie in alle Welt. Nach nur wenigen Stunden informierten die Nachmittagsnachrichten der Sender CBS und MSNBC ganz Amerika über Deweys Tod.

Die Leute begannen, in der Bücherei anzurufen. Wenn ich dort gewesen wäre, hätte ich wohl tagelang Interviews geben müssen, doch meine Kolleginnen hatten keine große Lust, mit den Medien zu sprechen. Die Sekretärin gab eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse ab, die als ein Nachruf für Dewey verwendet werden konnte. Das war alles, und es war auch genug. Im Laufe der folgenden Tage erschien dieser Nachruf in mehr als 270 Zeitungen.

Die öffentliche Anteilnahme war überwältigend. Bürger von Spencer wurden von Freunden und Verwandten aus dem ganzen Land angerufen, die von Deweys Tod gehört oder gelesen hatten. Ein Ehepaar aus Spencer war zu dem Zeitpunkt außer Landes und erfuhr die Nachricht von einem in San Francisco wohnenden Bekannten, der in der *San Francisco Chronicle* vom Ableben unseres Katers gelesen hatte.

Fans von Dewey hielten in der Bücherei eine Totenwache ab. Geschäftsleute aus der Stadt schickten Blumen und Geschenke. Emmy, die behinderte Tochter von Sharon und Tony, malte ein Bild von Dewey. Es zeigte zwei grüne Kreise mit Strichen, die in alle Richtungen abstanden. Es war sehr schön und Emmy strahlte, als ich es an meine Bürotür klebte. Für uns beide war dies das schönste Erinnerungsbild, das wir uns vorstellen konnten.

Nach meiner Rückkehr aus Florida erwartete mich auf meinem Schreibtisch ein mehr als meterhoher Stapel von Briefen und Karten und in meinem elektronischen Briefkasten waren über 600 E-Mails zu Dewey. Viele stammten von Menschen, die unseren Kater nur einmal gesehen, aber nie vergessen hatten. Hunderte von Beileidsbezeugungen kamen von Leuten, die Dewey niemals persönlich begegnet waren.

In dem Monat nach seinem Tod trafen bei mir über 1000 E-Mails aus aller Welt ein. Wir hörten von einem im Irak stationierten Soldaten, der von Deweys Tod sehr gerührt war, trotz alledem, was er dort erlebte – oder vielleicht gerade deswegen. Wir erhielten einen Brief von einer Familie aus Connecticut: Der Sohn wünschte sich zu seinem elften Geburtstag, einen Ballon zu Ehren von Dewey fliegen lassen zu dürfen.

Viele Bürger von Spencer wollten für Dewey einen Gedächtnisgottesdienst abhalten lassen. Das war mir nicht recht, aber es war klar, dass wir etwas veranstalten mussten. So luden wir an einem kalten Samstag Mitte Dezember Deweys Freunde in die Bücherei ein, um ein letztes Mal offiziell des Tieres zu gedenken, das ihr Leben so beeinflusst hatte. Wir Büchereiangestellten versuchten zu verhindern, dass die Stimmung allzu düster wurde: Ich erzählte die Geschichte von der Fledermaus, Audrey die von der Besteigung der Deckenleuchten und Sharon berichtete, wie Dewey die Wurst aus ihrem Sandwich stahl. Doch trotz unserer Bemühungen flossen hier und da Tränen.

Die Zusammenkunft wurde von den Teams lokaler Fernsehsender gefilmt. Es geschah in bester Absicht, doch wir fanden, die Kameras seien hier fehl am Platze. Dies hier war ein Gedankenaustausch unter Freunden, an dem wir nicht die breite Öffentlichkeit hätten beteiligen wollen. Wir merkten bei diesem Treffen aber auch, dass wir unsere Gefühle für Dewey nicht mit Worten beschreiben konnten. Es war nicht einfach zu erklären, warum er für uns so etwas Besonderes gewesen war. Schließlich meinte eine Lehrerin: »Viele sagen, was soll das alles, es war schließlich nur eine Katze. Aber sie irren sich. Dewey war so viel mehr.« Wir alle wussten genau, was sie meinte.

Die nächsten Tage waren hart. Während ich weg war, hatten meine Kolleginnen seine Näpfe gereinigt und das verbliebene Futter gespendet, aber ich sollte sein Spielzeug weggeben. Ich musste sein Fach im Regal ausräumen: seine Pflegeprodukte, die Bürste, das rote Garnknäuel, mit dem er sein Leben lang gespielt hatte. Ich musste jeden Morgen vom Auto zur Bücherei hinübergehen, ohne Dewey zu sehen, der neben der Eingangstür saß und mir zuwinkte.

Als meine Kolleginnen von ihrem Abschied von Dewey in der Tierarztpraxis in die Bücherei zurückgekehrt waren, hatten sie entdeckt, dass der Heizkörper, vor dem Dewey noch an dem Vormittag geschlafen hatte, nicht mehr funktionierte. Es war, als habe er nun, da Dewey tot war, keinen Grund mehr, weiterzuheizen. Es dauerte sechs Wochen, bis ich in der Lage war, mich mit dem Gedanken zu befassen, den Heizkörper reparieren zu lassen.

Ich ließ Dewey zusammen mit seinem Lieblingsspielzeug »Marty Mouse« verbrennen, damit er nicht ganz alleine war. Das Tierkrematorium bot mir eine Holzkiste mit Messingplakette an, doch ich lehnte ab. Deweys Asche kehrte in einem einfachen Plastikbehälter in einem blauen Samtbeutel in die Bücherei zurück. Ich stellte den Behälter in meinem Büro ins Regal und wandte mich wieder meiner Arbeit zu.

Eine Woche nach unserem Gedächtnistreffen ging ich eine halbe Stunde, bevor die Bücherei aufmachte, aus meinem Büro zu Kay hinüber und sagte zu ihr: »Es ist Zeit!«

Es war Dezember und einer jener grausam kalten Wintermorgen, die für Iowa so typisch sind. Es war ein Morgen wie der, an dem wir Dewey gefunden hatten. Der kürzeste Tag des Jahres stand kurz bevor und die Sonne war noch nicht aufgegangen. Der Himmel war immer noch von einem dunklen Blau, das fast ins Violette spielte, und die Straßen waren menschenleer. Das einzige Geräusch war das Pfeifen des Windes, der durch die Straßen und über die abgeernteten Maisfelder wehte.

Unter den Steinen des kleinen Vorgartens der Bücherei suchten wir nach einer Stelle, an der der Boden weniger fest gefroren war. Doch die Erde war steinhart und Kay brauchte eine Weile, um das Loch zu graben. Die Sonne kam gerade hinter den hohen Gebäuden am anderen Ende des Parkplatzes hervor, als ich die sterblichen Überreste meines Freundes in die Erde legte und einfach nur sagte: »Du wirst immer bei uns bleiben, Dewey. Das hier ist dein Zuhause.«

Dann begann Kay, das kleine Grab vor dem Fenster der Kinderabteilung wieder zuzuschaukeln. Es lag zu Füßen der schönen Skulptur einer Mutter, die ihrem Kind aus einem Buch vorliest. Als Kay

auf Deweys letzte Ruhestätte die Steine legte, die zuvor an der Stelle gewesen waren, schaute ich auf und sah, dass die übrige Büchereibelegschaft am Fenster stand und uns schweigend beobachtete.

Epilog

Deweys Vermächtnis



Im nordwestlichen Iowa kommt es selten zu größeren Veränderungen. Spencer hat einen neuen Bürgermeister bekommen, einen neuen Drogeriemarkt und einen neuen Schönheitschirurgen, aber die Stadt selbst ist die alte geblieben. Die Bücherei von Spencer machte ohne Büchereikatzte weiter. Nicht, dass die Leute nicht versucht hätten, das zu ändern: Nach Deweys Tod wurden uns knapp hundert neue Katzen angeboten, und zwar nicht nur aus der Umgebung, sondern auch aus so weit entfernten Bundesstaaten wie Texas. Die Katzen waren niedlich und fast alle hatten bereits eine anrührende Geschichte hinter sich, aber wir konnten uns nicht vorstellen, eine zu nehmen. Wir konnten Dewey nicht einfach durch eine andere Katze ersetzen.

Doch die Erinnerung an Dewey lebt weiter. In der Bücherei hängen neben der Eingangstür sein Porträt und eine Bronzetafel. Die Kinder, die ihn kannten, werden ihren Kindern und Enkeln von Dewey erzählen. Und auch in diesem Buch lebt er fort, und deshalb habe ich es geschrieben.

Vor einigen Jahren gab Spencer ein Kunstwerk in Auftrag, das unsere Werte zum Ausdruck bringen und unsere historische Innenstadt würdigen sollte. Zwei Künstler, die sich auf Schmuckfliesen aus Ton spezialisiert hatten, verbrachten ein Jahr in der Gegend, sprachen mit uns, befassten sich mit unserer Geschichte und beobachteten unsere ganze Art, zu leben. Über 570 Einwohner, unter ihnen auch Kinder und alte Leute, berieten die Künstler. Das Ergebnis ist eine Mosaikskulptur mit dem Titel *The Gathering: Of Time, Of Land, Of Many Hands* (»Das Zusammenwirken: von Zeit, von Land, von vielen Händen«).

The Gathering setzt sich aus zwei Säulen und einer Konstruktion aus drei Bildwänden zusammen. Die Südwand nennt sich »Die Geschichte des Landes«. Man sieht darauf eine Farm mit Mais und Schweinen, eine Frau, die Quiltdecken auf die Leine hängt und einen Zug. Die Nordwand stellt mit »Die Geschichte der Freizeit im Freien« unsere Parks dar, den Jahrmarktplatz am nordwestlichen Stadtrand und die nahen Seen. »Die Geschichte von Spencer« ist Thema der Westwand. Auf ihr sind drei Generationen zu sehen, die sich im Haus der Großmutter versammelt haben, aber auch der Kampf der Stadt gegen das große Feuer. Außerdem ist hier eine Frau dargestellt, die ein Gefäß töpft und für die Gestaltung der Zukunft steht. Links von der Mitte, in der oberen Hälfte der Wand, sitzt eine Katze mit rotem Fell auf einem aufgeschlagenen Buch. Als Vorlage für diese Katze diente ein von einem Kind gemaltes Bild. Dewey ist Teil der Geschichte von Spencer und wird es immer bleiben.

Meine Erinnerungen an Dewey sind persönlicherer Art. Ich kann mich noch so gut an das Kätzchen erinnern, das verschmutzte und verängstigte kleine Tier, das ich an jenem eisigen Montagmorgen aus der Bücherklappe zog. Ich erinnere mich daran, wie er die Gummibänder fraß. Wie er auf dem Bücherwagen mitfuhr und die Beine baumeln ließ. Ich erinnere mich, wie wir zwei spätabends Verstecken spielten, wie sich sein Kinn an meinem Arm anfühlte, und ich erinnere mich,

wie er mir an all jenen Morgen von der Tür aus zuwinkte und wie mir vor Freude darüber das Herz warm wurde.

Ich erinnere mich an Deweys letztes Weihnachtsfest. Meine Tochter Jodi und ihr Mann Scott waren zu mir gekommen und hatten ihre eineinhalbjährigen Zwillinge Nathan und Hannah mitgebracht. Hannah und Nathan stapften Dewey hinterher, um mit ihm zu schmusen.

Großvater Dewey hatte vor Kleinkindern großen Respekt. In der Bücherei wich er zurück, wenn sie sich ihm zu nähern versuchten. Doch bei den Zwillingen blieb er, auch wenn sie ihn gegen den Strich streichelten und sein Fell durcheinanderbrachten. Hannah küsste ihn Hunderte von Malen und Nathan schlug ihm einmal aus Versehen auf den Kopf. Als sie ihn zu streicheln versuchte, fummelte Hannah dem Kater unkontrolliert im Gesicht herum. Dewey zuckte nicht mit der Wimper. Sie war meine Enkelin. Sie war Jodis Kind. Dewey liebte uns und deshalb liebte er auch Hannah.

Finde deinen Platz im Leben. Sei mit dem zufrieden, was du hast. Sei gut zu allen. Lebe ein gutes Leben. Es geht nicht um materielle Dinge, sondern um Liebe. Das alles habe ich von Dewey gelernt. Und er lehrte mich noch etwas: Du weißt vorher nie, wann du dich das nächste Mal verliebst.

Als Dewey starb hatte ich beschlossen, mir nie wieder eine Katze zuzulegen. Ich hatte Dewey von ganzem Herzen geliebt, und er erwiderte meine Liebe auf dieselbe Weise. Es wäre nicht fair gewesen, das auch von einer neuen Katze zu erwarten. Das arme Tier würde ständig mit Dewey verglichen werden. Und wie könnte es mit ihm mithalten?

Dann, zwei Jahre später, an einem weiteren bitterkalten Wintermorgen, sah eine Freundin von mir einen Lastwagen auf einer der eisglatten Straßen von Spencer plötzlich ausweichen. Sie dachte, auf der Straße läge ein Klumpen Eis oder Schnee und fuhr langsamer. Doch der Klumpen bewegte sich und sie stellte fest, dass es ein verängstigtes Kätzchen war. Es zitterte vor Kälte und an seinem Fell waren kleine Eisstücke und Zweige festgefroren. Meine Freundin nahm das Kätzchen mit in ihr Büro, badete es und brachte es in die Bücherei.

Als ich das kleine Wesen sah, machte mein Herz einen Sprung. Es war, als sähe ich Dewey wieder, an jenem ersten Morgen. Es war so winzig und so hilflos, und gleichzeitig so wunderbar leuchtend orange. Anders als Dewey hatte dieses Katerchen grüne Augen und sein Schwanz war verstümmelt und kurz. Ansonsten aber sah es Dewey sehr ähnlich. Sogar sein Fell und die üppige Halskrause erinnerten an die unseres berühmten Katers.

Ich nahm das Kleine und setzte es mir auf den Schoß. Es sah mir in die Augen und begann zu schnurren, genau wie Dewey es an jenem ersten Morgen getan hatte. Ich schmolz dahin. Irgendwie hatte das geschehen sollen, spürte ich. Es war noch keine Stunde vergangen, da war der kleine Kater schon unterwegs zu mir nach Hause, um bei mir zu leben.

An jenem Abend berichtete ich auf Deweys Website www.deweyreadmorebooks.com von dem neuen Katerchen. Ich fürchtete, Deweys Fans würden enttäuscht sein. Stattdessen schrieb mir ein Junge namens Cody, ich sollte das Kätzchen »Page« (»Seite«) nennen, da ich jetzt doch in meinem Leben eine neue Seite aufschlug.

Cody hatte recht. Ich schlug tatsächlich eine neue Seite in meinem Leben auf. Ich brach zu etwas Neuem auf, ließ mich auf ein neues Abenteuer ein, schrieb im großen Buch meines Lebens die ersten Worte einer neuen Geschichte nieder.

Dennoch werde ich Dewey niemals vergessen. Er wird immer in meinem Herzen weiterleben. Doch Page Turner (»Seitenwender«), wie mein neuer Kater mit vollem Namen heißt, bringt mich immer wieder zum Lachen. Und wenn er das tut, weiß ich, dass die Welt für mich wieder in Ordnung ist.